

Nummer 23 9. Juni 1938

Berliner

47. Jahrgang Preis 20 Pfennig

Copyright 1938 by Deutscher Verlag, Berlin

Illustrierte Zeitung



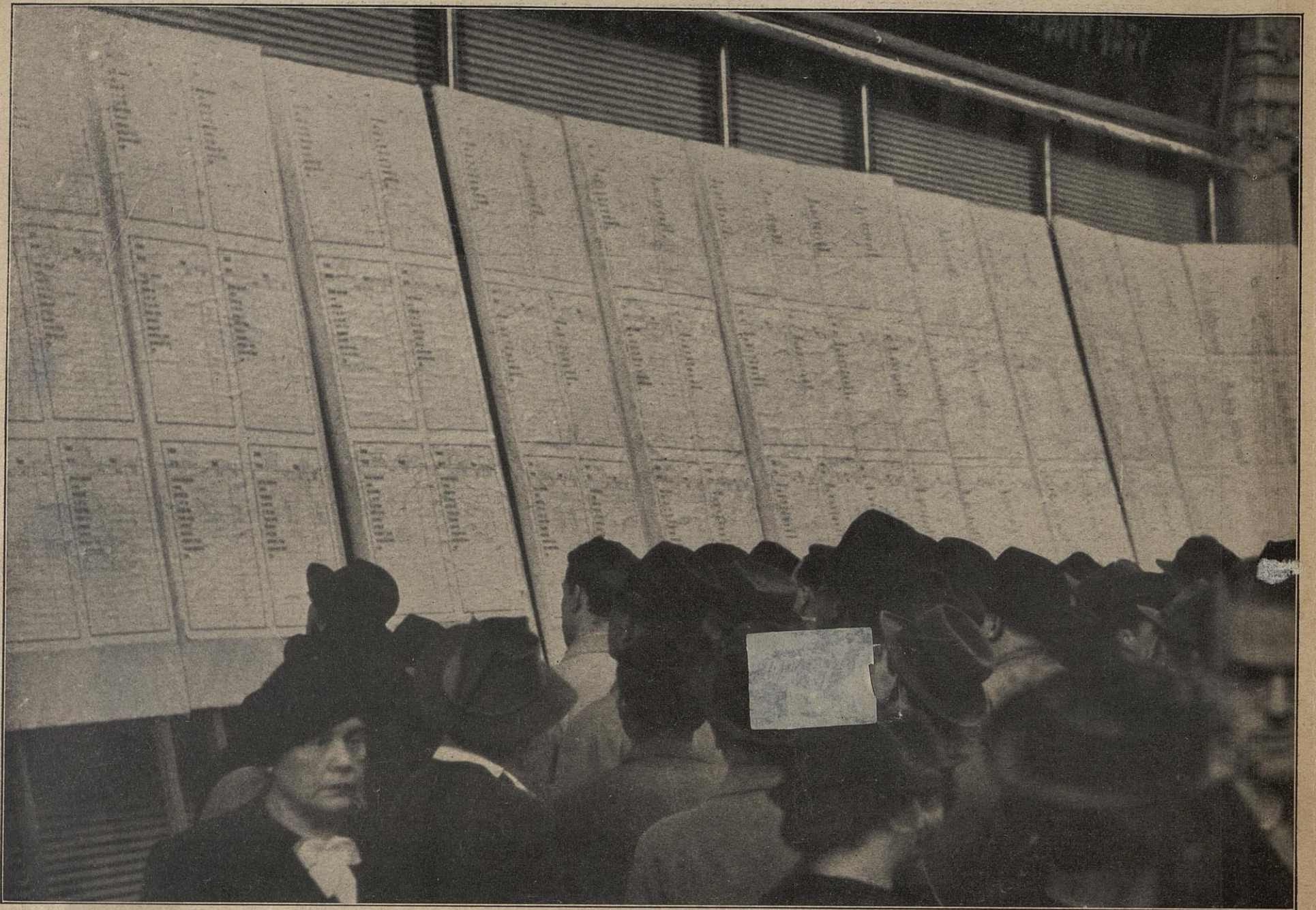
Zum freudigen Ereignis im Hause Göring:

Die glückliche Mutter.

Die Gattin des Ministerpräsidenten und Generalfeldmarschalls, Frau Emmy Göring.

Aufnahme: Sandau

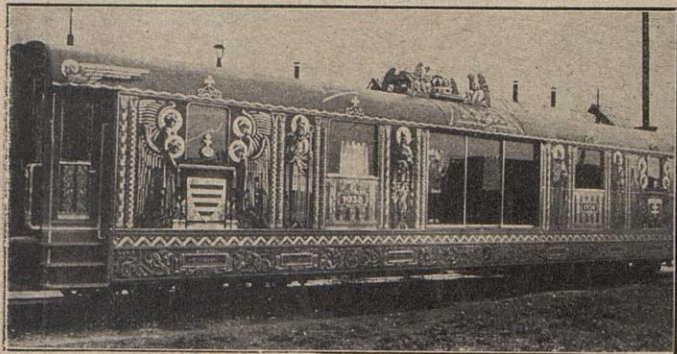
F.P. 577



**Neuer
Triumph
für
Henlein**

Der zweite Wahlsontag in der Tschechoslowakei:

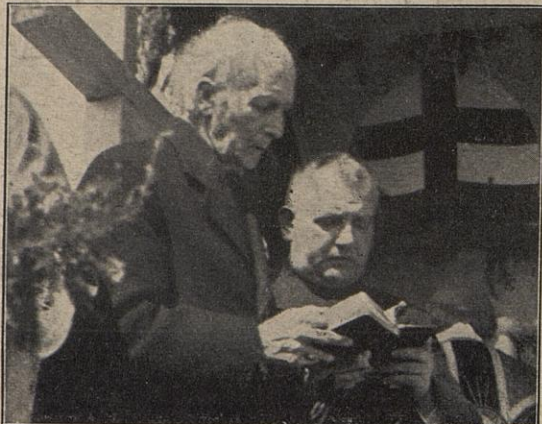
Auf dem Wenzelsplatz: Die Prager Bevölkerung erfährt die Ergebnisse der Wahlen in den sudetendeutschen Gebieten. In zahlreichen kleinen Gemeinden erhielt die sudetendeutsche Partei 100 Prozent der Stimmen, im Durchschnitt 92,2 Prozent.



Der heilige Zug fährt durch das Land...

Vor 900 Jahren starb der erste ungarische König, der heilige Stephan. Seine rechte Hand ruhte als Reliquie in der Kapelle der königlichen Burg in Budapest. Das in einem kostbar verzierten Schrein behütete höchste Heiligtum des Landes wird jetzt in einem mit prächtigen Malereien geschmückten, goldenen Zug durch das Land gefahren und bildet den Mittelpunkt der großen Stephanfeiern. Atlantic

**Die Slowakei
den Slowaken**



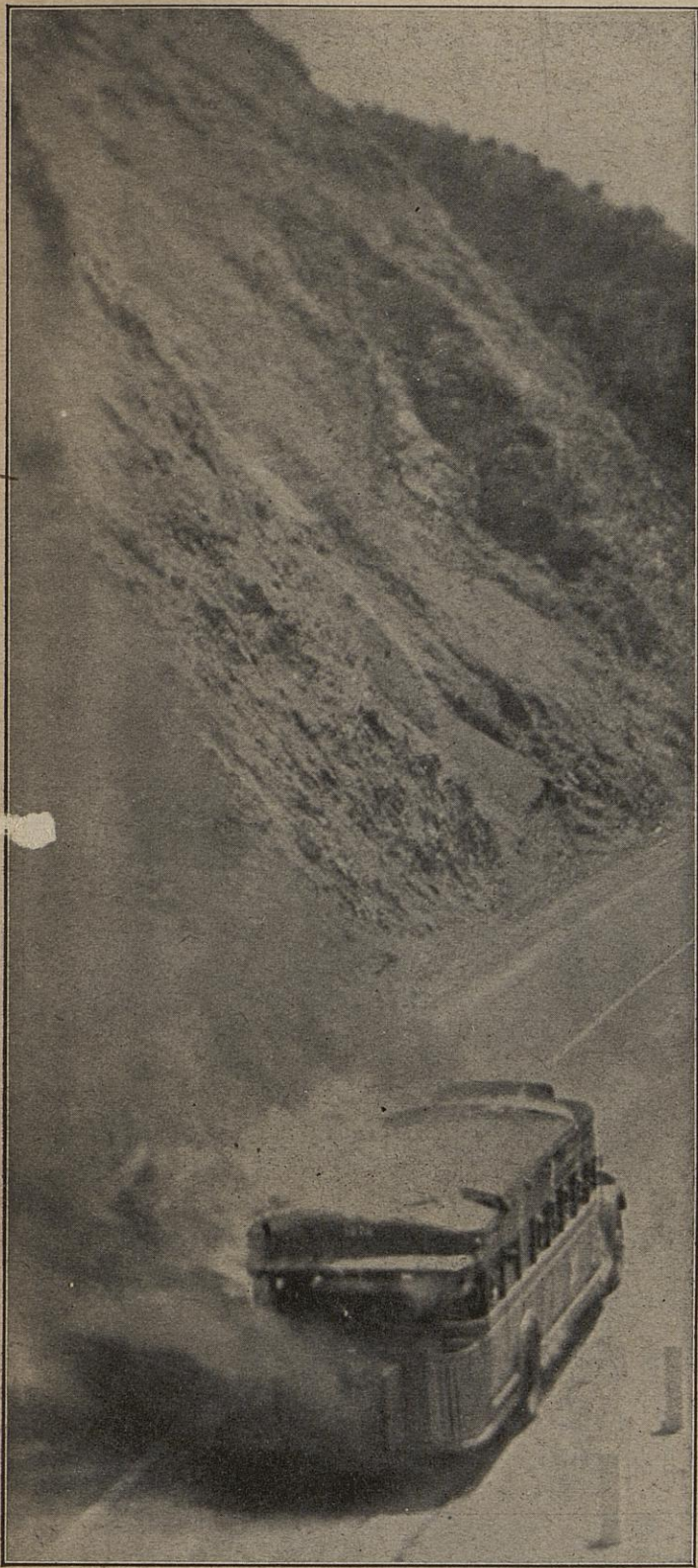
100 000 Slowaken demonstrieren für die Autonomie in Preßburg.

Pater Hlinka, der Führer der slowakischen Autonomisten spricht.

Den Höhepunkt der Demonstration bildete der Augenblick, da die Urschrift des Pittsburger Vertrages den Massen gezeigt wurde. Dieser Vertrag wurde 1918 geschlossen. Er trägt die Unterschrift des ersten Präsidenten der Tschechoslowakei Masaryk und garantierte den Slowaken weitestgehende Autonomie.

Während der Feldmesse.

In endlosen Reihen waren die slowakischen Bauern in ihren Wagen zur Stadt gefahren. Das slowakische Dorf hat die Landeshauptstadt erobert. Heinrich Hoffmann (2)

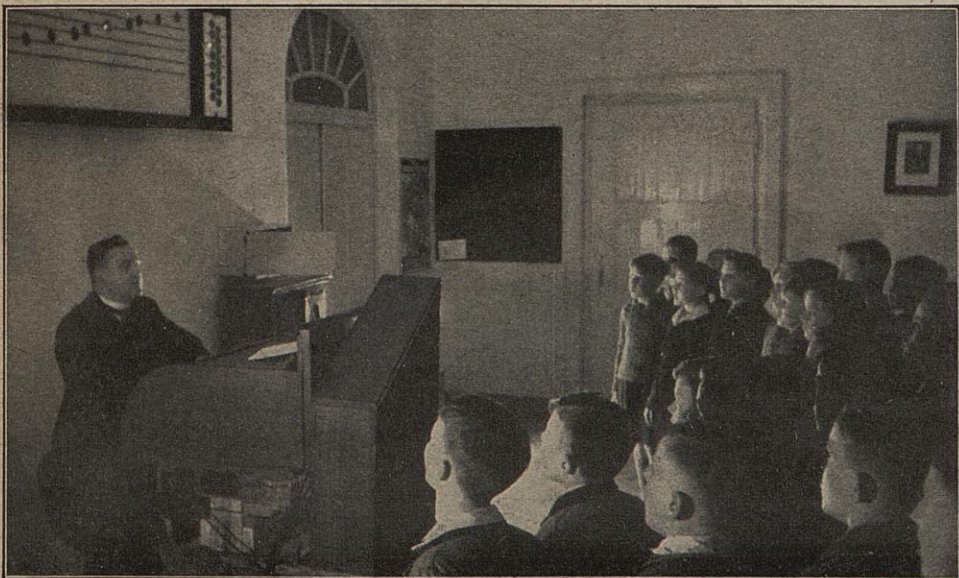


Das Tollste an diesen Bildern ist ihre Entstehungsgeschichte:

Presse-Photo (2)

Auf der Fahrt von Chicago nach Salt Lake City explodierte der Benzin-
tank eines „Greyhounds“ — eines großen amerikanischen Ueberland-
autobusses.

Binnen Sekunden stand der ganze Autobus in hellen Flammen. Unter den Fahrgästen befand sich ein Foto-
reporter. Kaum dem Flammentode entronnen — zückte er seine Kamera und fotografierte die Katastrophe, der
er um ein Haar selbst zum Opfer gefallen wäre! Von den 32 Fahrgästen konnten sich nur 26 retten!



Eine neue Erfindung auf dem Gebiet der Musikerziehung: Ton wird Bild.

Der Regensburger Domkapellmeister Professor Dr. Schrems erfand die „Lichtnoten“: Die auf den
Tasten angeschlagenen Noten leuchten auf einer Milchglascheibe auf, für jede Stimme in einer anderen
Farbe. Die neue Erfindung erleichtert auf verblüffende Art das Einstudieren schwieriger Chorwerke.

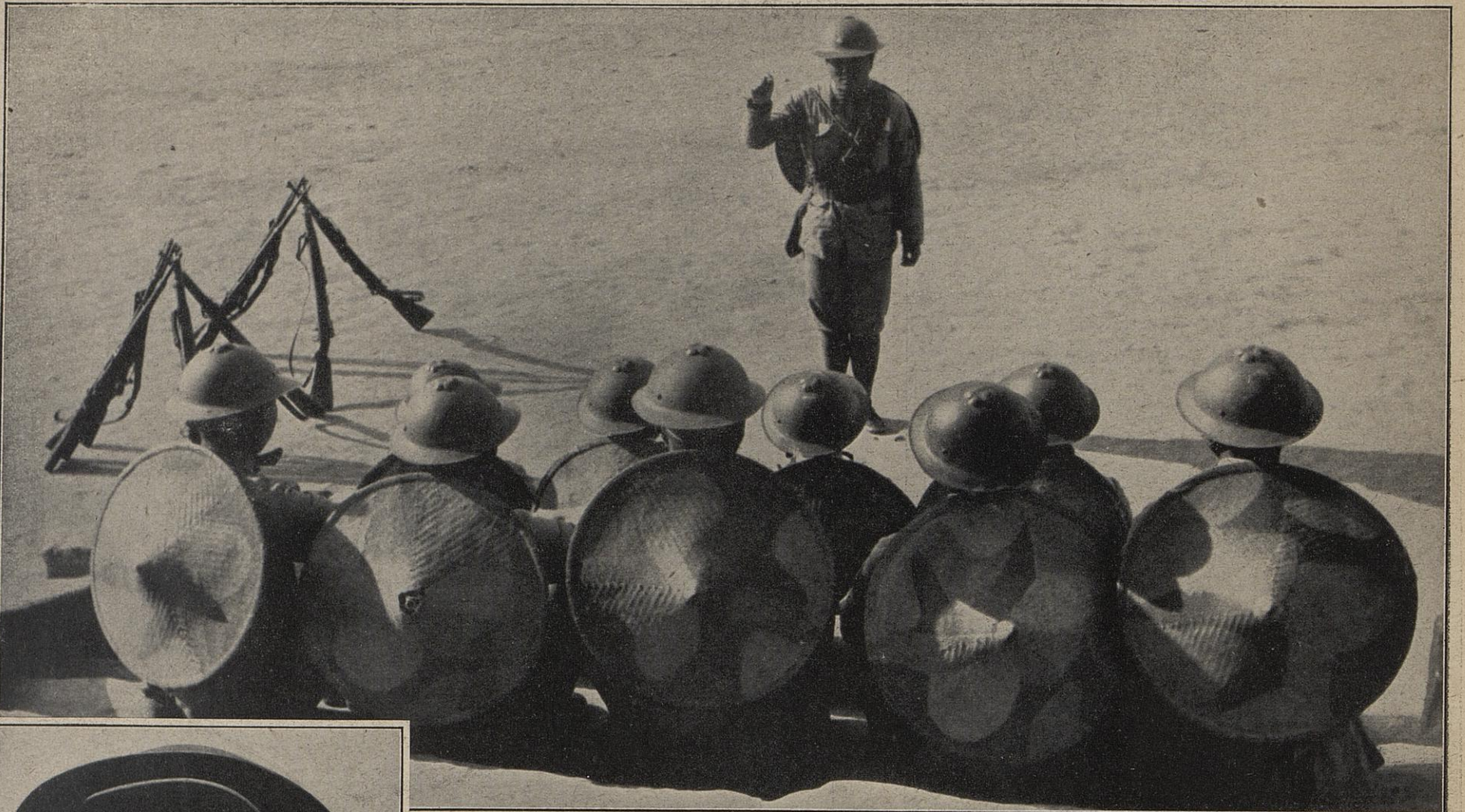
Georgii (Weber)



Spanisches Gold unterwegs nach Amerika.

Barrengold im Werte von 900 Millionen Franken wird in Le Havre kistenweise nach
Amerika verschifft — Bezahlung für die großen Materiallieferungen, die Barcelona
aus USA. über Frankreich erhält.

Associated Press



Täglich 7,10 bis 8,10: Ausbildung zur Volksrednerin.

Die fertigen Guerilla-Kriegerinnen sollen in der Lage sein, durch eine zündende Rede ein ganzes Dorf aufzurütteln. Deswegen haben sie täglich zur Schulung ihrer Rednereigabe eine freie Ansprache vor der angetretenen Gruppe zu halten. Die Zuhörerinnen auf dem Bild tragen auf dem Rücken große buntbemalte Strohhüte, die sie draußen im Feld gegen Fliegerlicht schützen sollen.

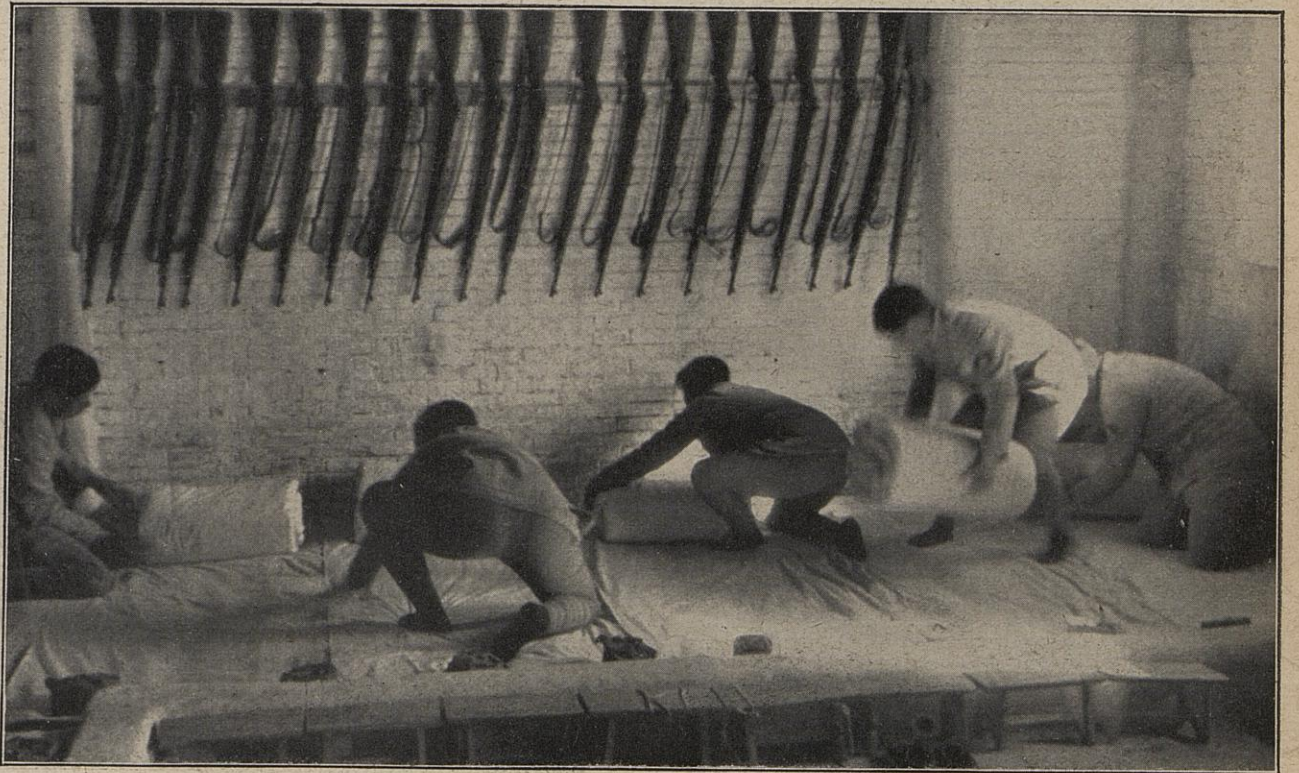


Das Gesicht der Guerilla-Kriegerin:
Ein weiblicher Hauptmann.

Unser Sonderberichterstatter Walter Boßhard konnte als erster Ausländer Aufnahmen in einer der Schulen machen, in denen heute rund 60 000 junge Chinesen und Chinesinnen für den Guerilla-Krieg ausgebildet werden.



CHINAS Guerilla-Schule für Mädchen



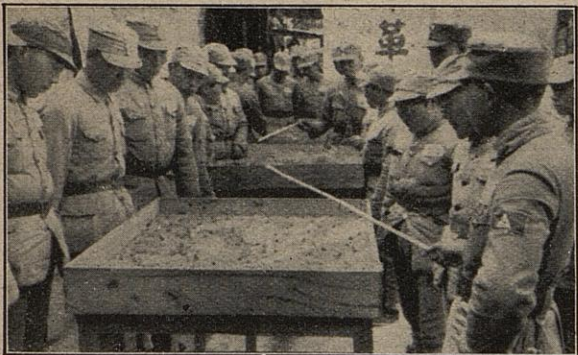
Früher Morgen — Waschen und Bettenbauen.

Das Quartier der jungen Kriegerinnen ist von spartanischer Einfachheit. Steinwände und Steinfußboden. An der Wand sind draußen die feuchten Luchschuhe vom Vortag zum Trocknen aufgehängt, drinnen hängen die Stahlhelme und Gewehre, mit denen es nachher zur Exerzierstunde geht. Bettenbauen und Morgentoilette müssen in zwanzig Minuten erledigt sein.



Theorie: Kolleg über Guerilla-Taktik.

Die jungen Mädchen sollen nach den Ausbildungsmonaten auf die Dörfer hinter der japanischen Front gehen, die Bevölkerung zur Mitarbeit aufrufen, Störungsgruppen organisieren und alle Kräfte des Landes mobil machen. Sie werden deshalb militärisch ausgebildet und politisch geschult. Hier findet gerade eine Unterrichtsstunde statt. Jede Schülerin trägt einen kleinen Schreibtisch um den Hals gehängt und macht sich Notizen.



Am Sandkasten

werden die Probleme der Guerilla-Taktik erprobt und erörtert. Flüsse und Straßen sind kartentreu dargestellt. Jede Gruppe soll in ihrem späteren Kampfgebiet schon im voraus Weg und Steg kennen.



Essen mit Kritik.

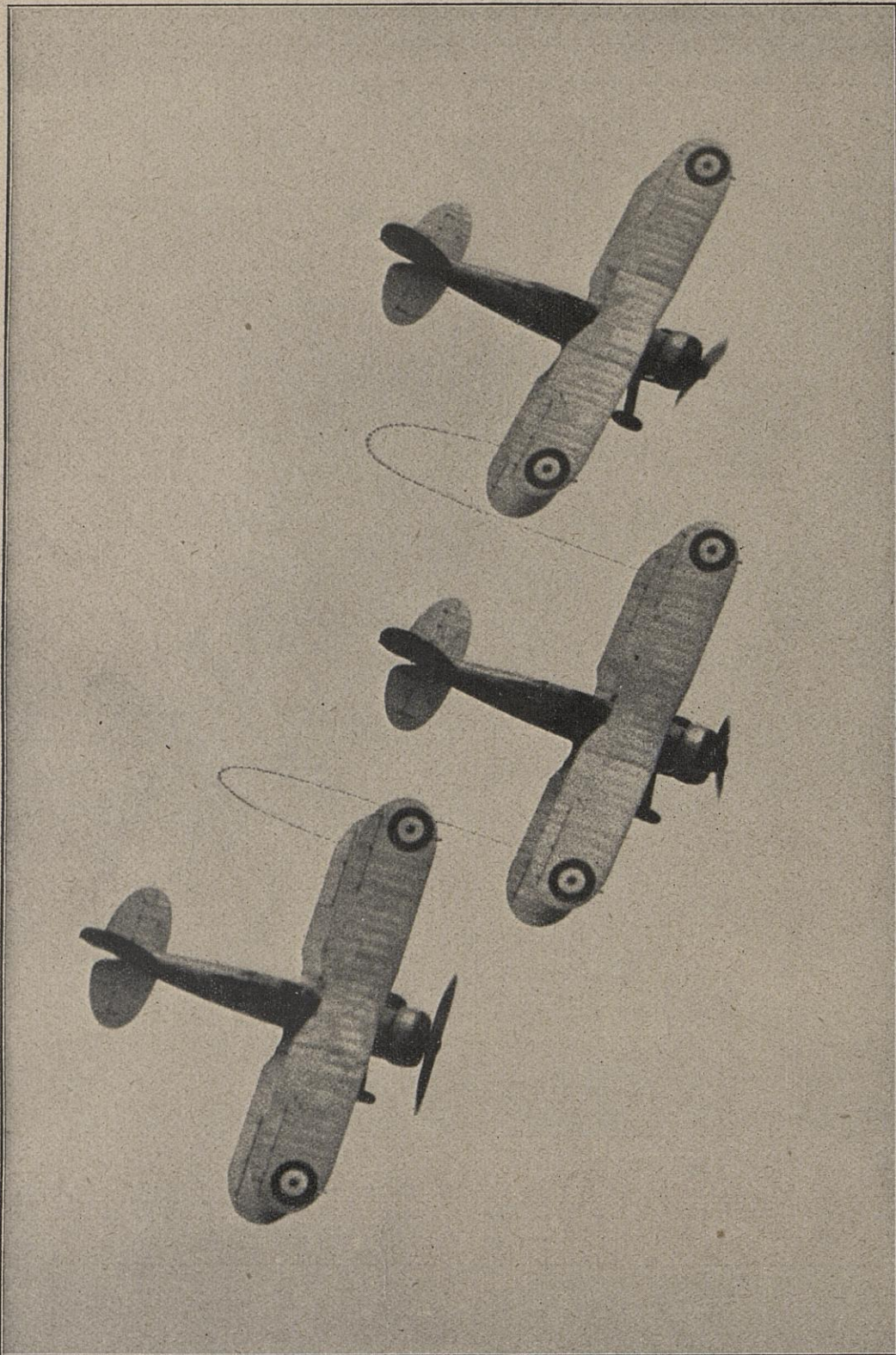
Jeden Tag hat eine bestimmte Gruppe das Essen zu bereiten — alle anderen geben nachher ihr Urteil über das Ergebnis ab. Auch Kochen gehört zur Kriegsführung!



Praxis: Wettbewerb im Unterstandbau.

Der Guerilla-Krieger muß, mehr noch als jeder andere Soldat, ein Meister in der Kunst des Tarnens sein. Auch den Mädchen wird hier nichts geschenkt. Zwischen den Gruppen finden regelrechte Wettkämpfe im Bauen von Unterständen statt. Die Gruppe, die es am besten und schnellsten macht, wird belobt.

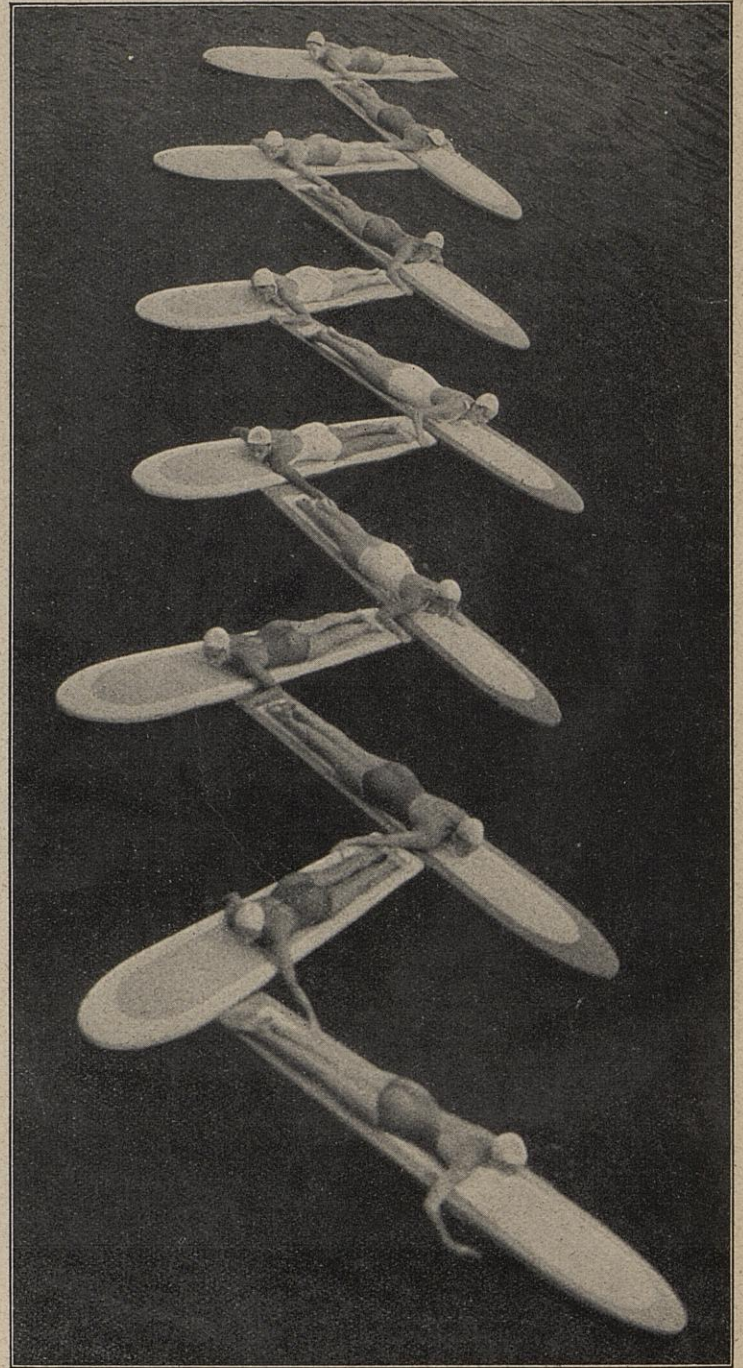
Alle Aufnahmen: Walter Bolhard



„Kette“ an Ketten.

C. E. Brown - Schröder

So fliegen drei englische Heeresflugzeuge — an Ketten — ihre Kunstflugfiguren, um die Egottheit ihres Könnens zu beweisen.



Schwimmbretter-Kette

Atlantik

mit Zubehör — sieht reizvoll aus, aber ist nicht leicht zu bilden.



Sie glauben, sie müßten so wohnen!

Oben: Auf den ersten Blick ein armer alter Mann in seinem Elendsquartier; in Wirklichkeit der bekannte englische Maler Richard Siedert, der nur arbeiten kann, wenn in seinem Atelier vollkommene Unordnung herrscht. Links: Ein amerikanischer Kriegsveteran und Polizist aus Kanada, der behauptet, nur in dem lustigen Häuschen, das er sich hoch auf einem Baum gezimmert hat, ruhig und gesund schlafen zu können.

Acme (1), Presse-Illustrationen Hoffmann (1)



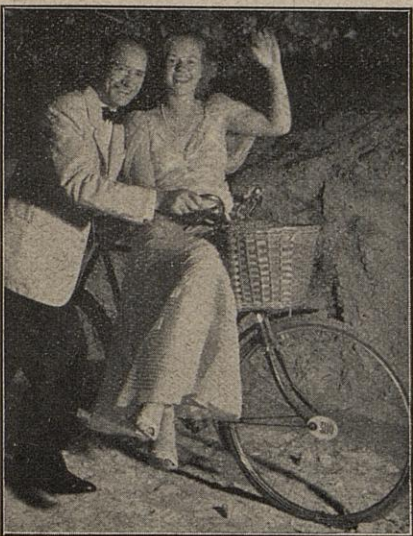
Schnappschuß an einem Regentag in London:

Stiefel in Weiß mit schwarzen Karos...

Weltbild



Unser guter alter „Kremser“ — auf Bermuda hoch in Gunst!
Auf solchen Wagen befördern die Hotels ihre Gäste vom und zum Schiff.



Ritter vom Rad.

Das Fahrrad ersetzt den Roadster. Ehrenpflicht ist es, seine Dame auf der Lenkstange zum Tanzabend zu fahren, oder — bergauf — zu schieben.

Autos verboten!

Auf den Bermuda-Inseln, wo die reichen New-Yorker ihre Ferien verbringen, sind Autos nicht zugelassen. Die Nerven der Erholungsuchenden sollen geschont werden. Nur eine Ausnahme gibt es: Das Müll wird in Autos abgefahren.



Zwei Schwestern, vorschriftsmäßig und unvorschriftsmäßig!

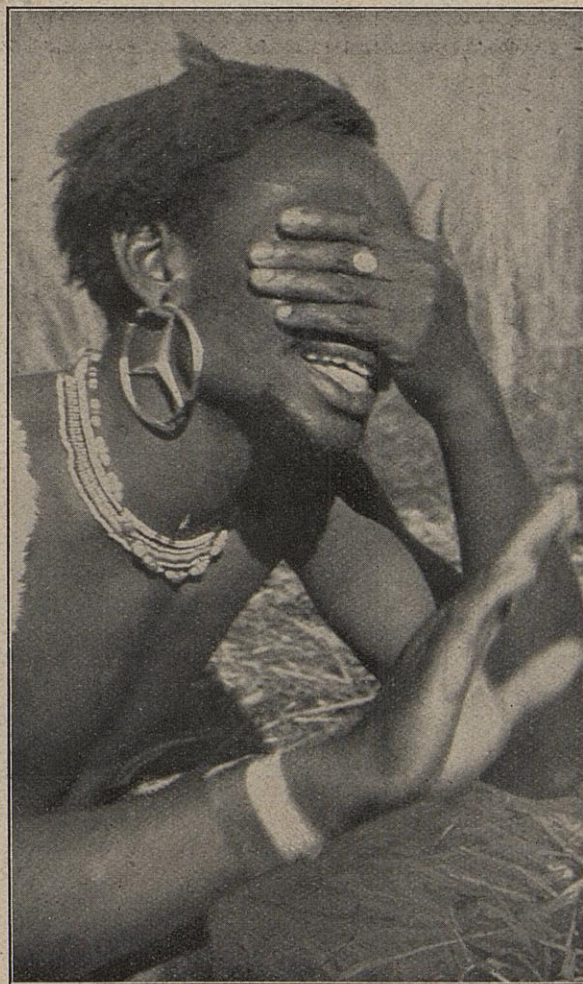
Außer dem Autofahren ist noch etwas auf den Bermudas verboten: Allzu freigiebig Beine zu zeigen. (Man merkt, die Bermuda-Inseln gehören England!) Immerhin sieht man, daß dies Verbot manchmal mit Grazie umgangen wird.

Hanns Hubmann (3)

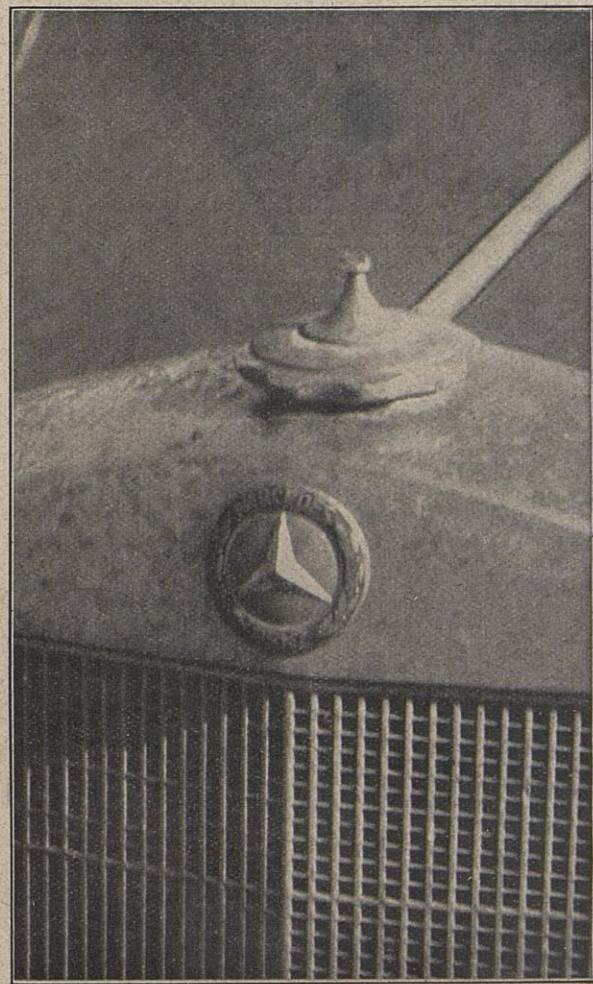
Einfälle haben diese Neger...!



„... Traf ich da doch neulich einen Swasineger auf meiner Autoreise durch Südafrika“, erzählt Wolfgang Weber, „dessen Ohrschmuck, den er in einem Spiegel betrachtete, mir seltsam bekannt vorkam...“



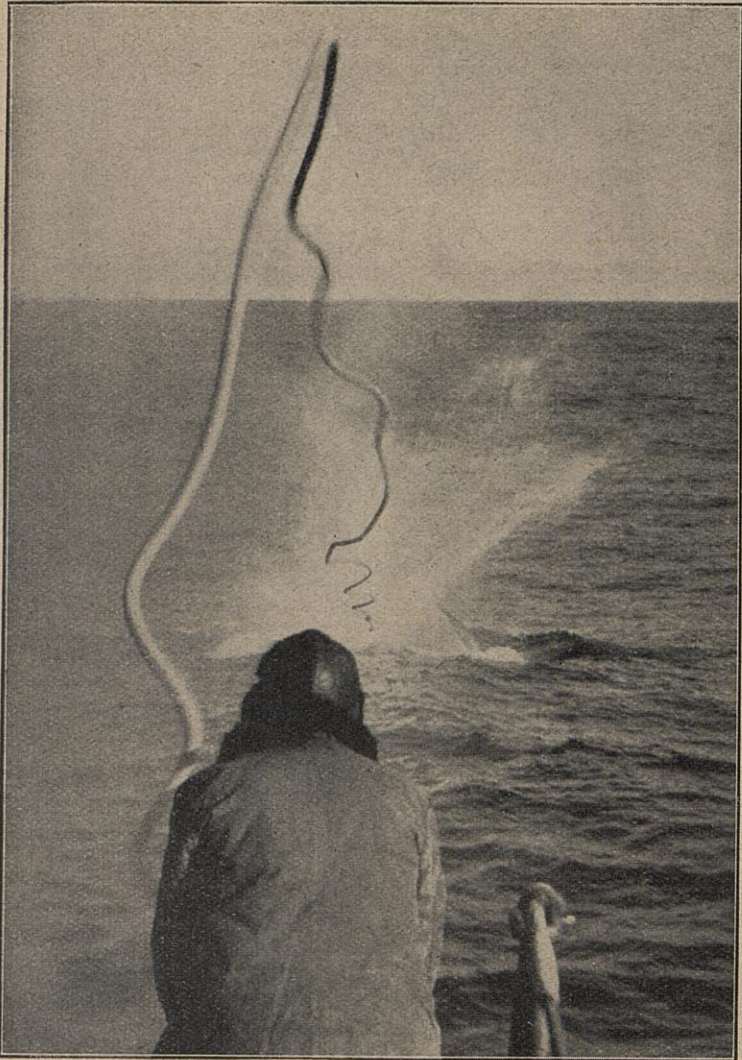
Skaun hatte er das Klicken meiner Kamera gehört, als er voll schlechten Gewissens aufsprang und entfloh. Ich hatte gerade noch Zeit, eine zweite Aufnahme zu machen. Dann eile ich ahnungsvoll...“



... zu meinem Wagen. Und tatsächlich, der Kühler-Stern fehlt! Der Schwarze hatte ihn abgeschlagen und war nun mit seinem Schatz schon längst über alle Berge —!“

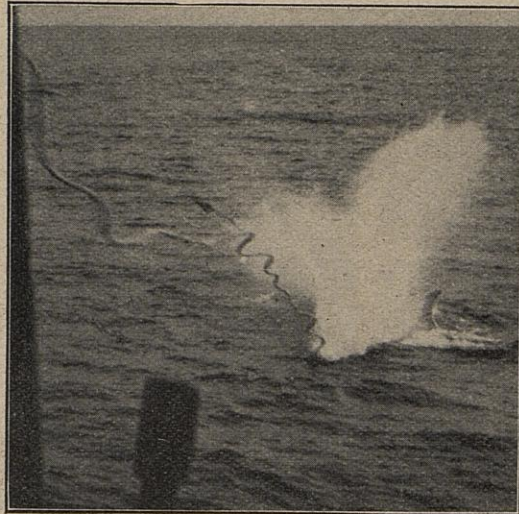
Drei Schüsse

Bildbericht vom Walfang in der Antarktis



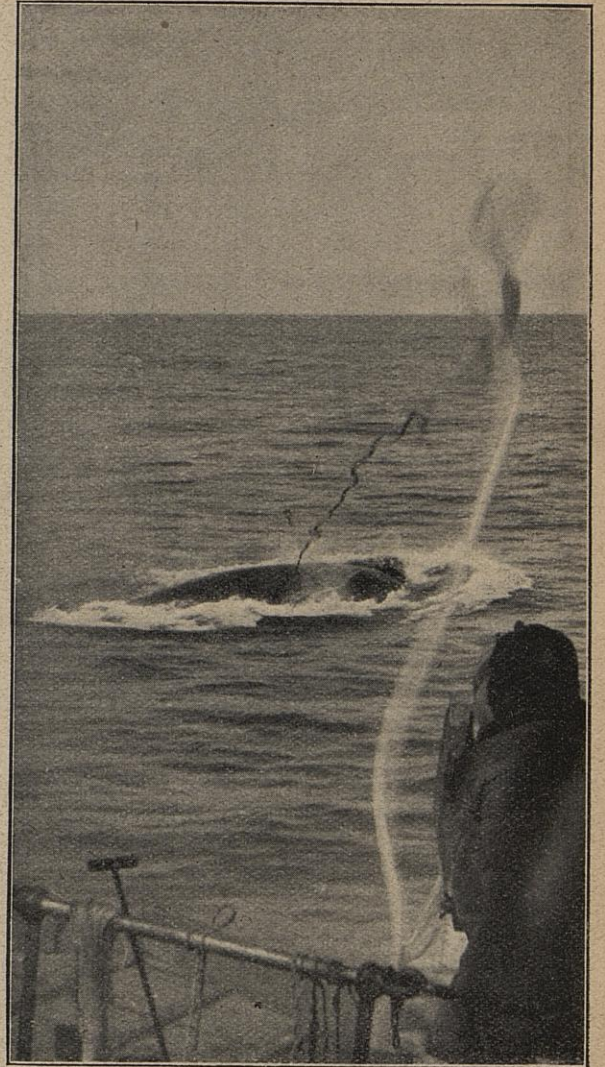
70 Meter Distanz: Schuß!

Der Wal hat das Boot rechtzeitig bemerkt und versucht, sich davonzumachen. Eine tolle Hetzjagd folgt — jetzt ist das Boot auf 70 Meter Entfernung heran, die weiteste mögliche Schußentfernung. Die Harpune wird abgefeuert. Im Bogen schnell die Fangleine mit. Der Schuß sßt.



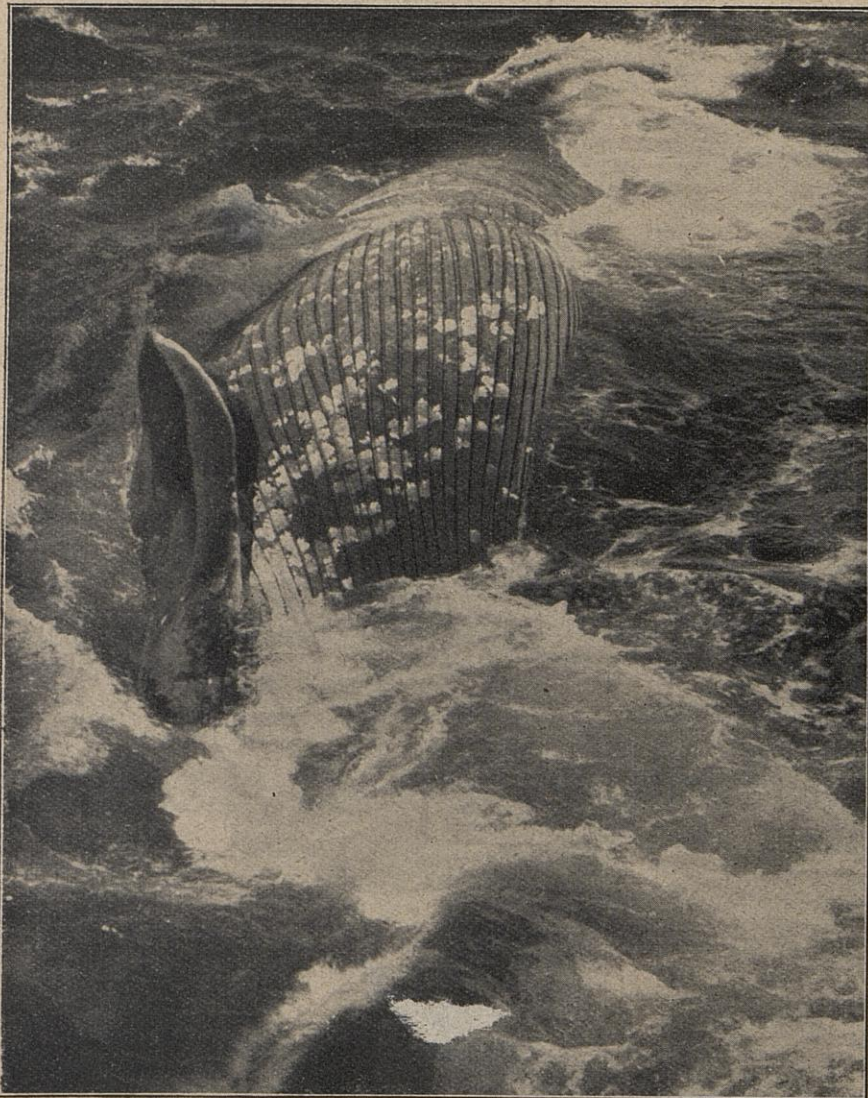
Der zweite Schuß: Ein „Bum“.

Der zweite Schuß geht daneben — ein „Bum“ in der Sprache der Walfänger. Eine Wasserfontäne rauscht auf, der Wal ist nicht getroffen.



Rechts: Der dritte Schuß grollt ab.

Noch weiß man nicht: Treffer oder „Bum“. Im nächsten Augenblick aber zeigt es sich.



Es war ein Volltreffer!

Der riesige Blauwal kommt todwund nach oben. Im Todestampfe peitscht er ringsum die See auf, die sich tief blutrot färbt.

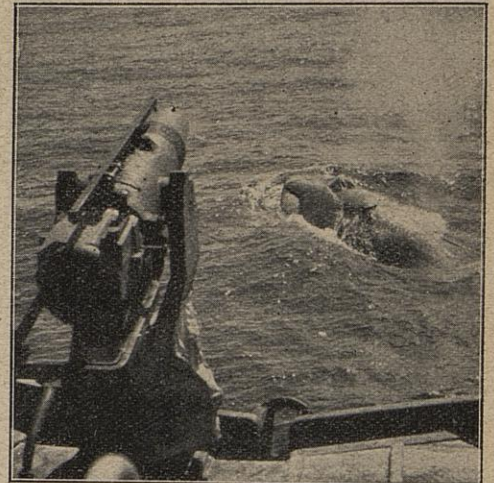


Der Wal wird eingeholt.

Die Jagd ist aus —

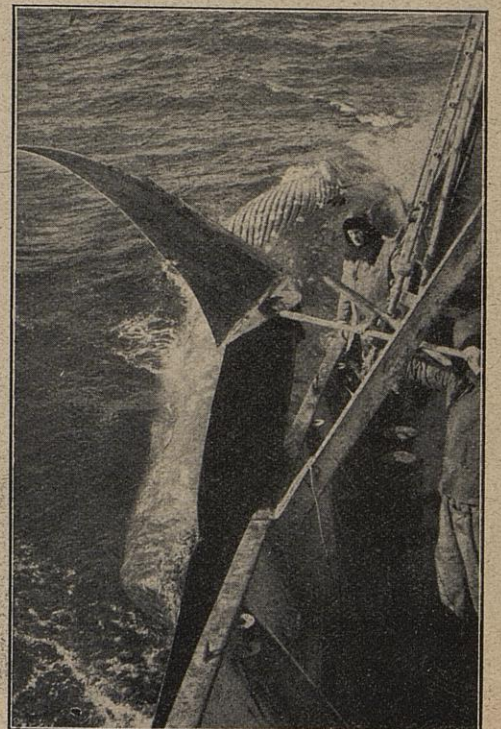
die nüchterne Arbeit beginnt! Der tote Wal wird zerstückelt. Gerade hat man eine der langen Schwanzflossen abgeschnitten, die bei der Arbeit hindern.

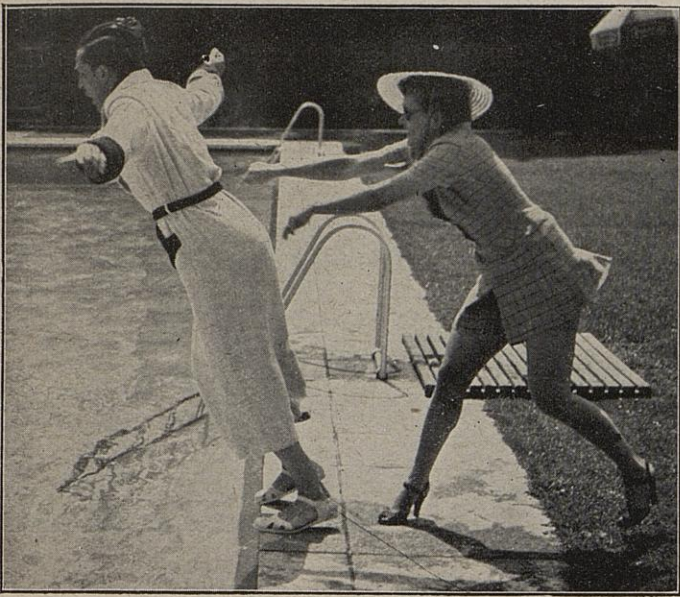
Dr. Wolfgang Frank



Nachladen zum Fangschuß!

Ein Schuß mit der Harpune ohne Widerhaken, aus nächster Nähe abgefeuert, macht dem Todestampf des Wals ein Ende.





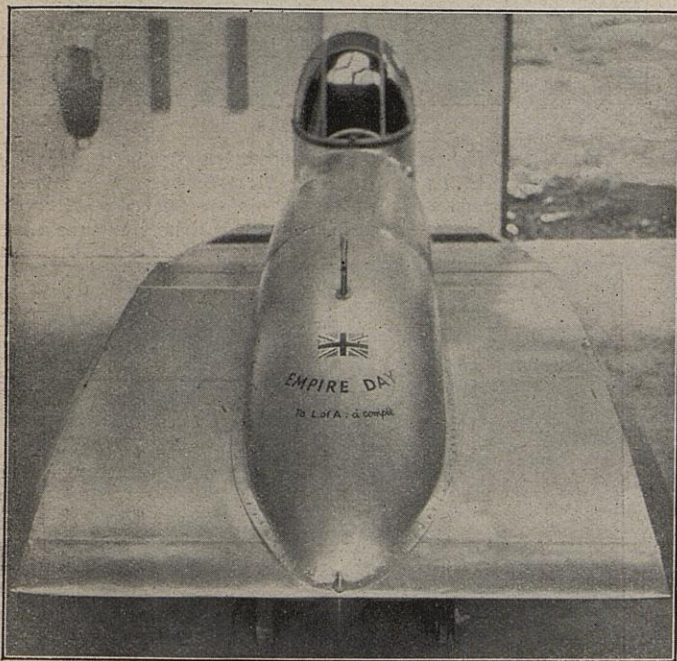
„Wie du mir...“

In dem neuen Tobis-Film „Ich liebe dich“ fängt die Liebe so an: Luise Ullrich gibt einem Bekannten von rückwärts einen Schubs — doch wie der Ueberraschte ins Wasser fällt, muß sie sehen, daß sie sich täufchte. Der vermeintliche Bekannte ist ein ihr gänzlich fremder Badegast. Er nimmt es nicht weiter übel... Meteor-Tobis (Quick)



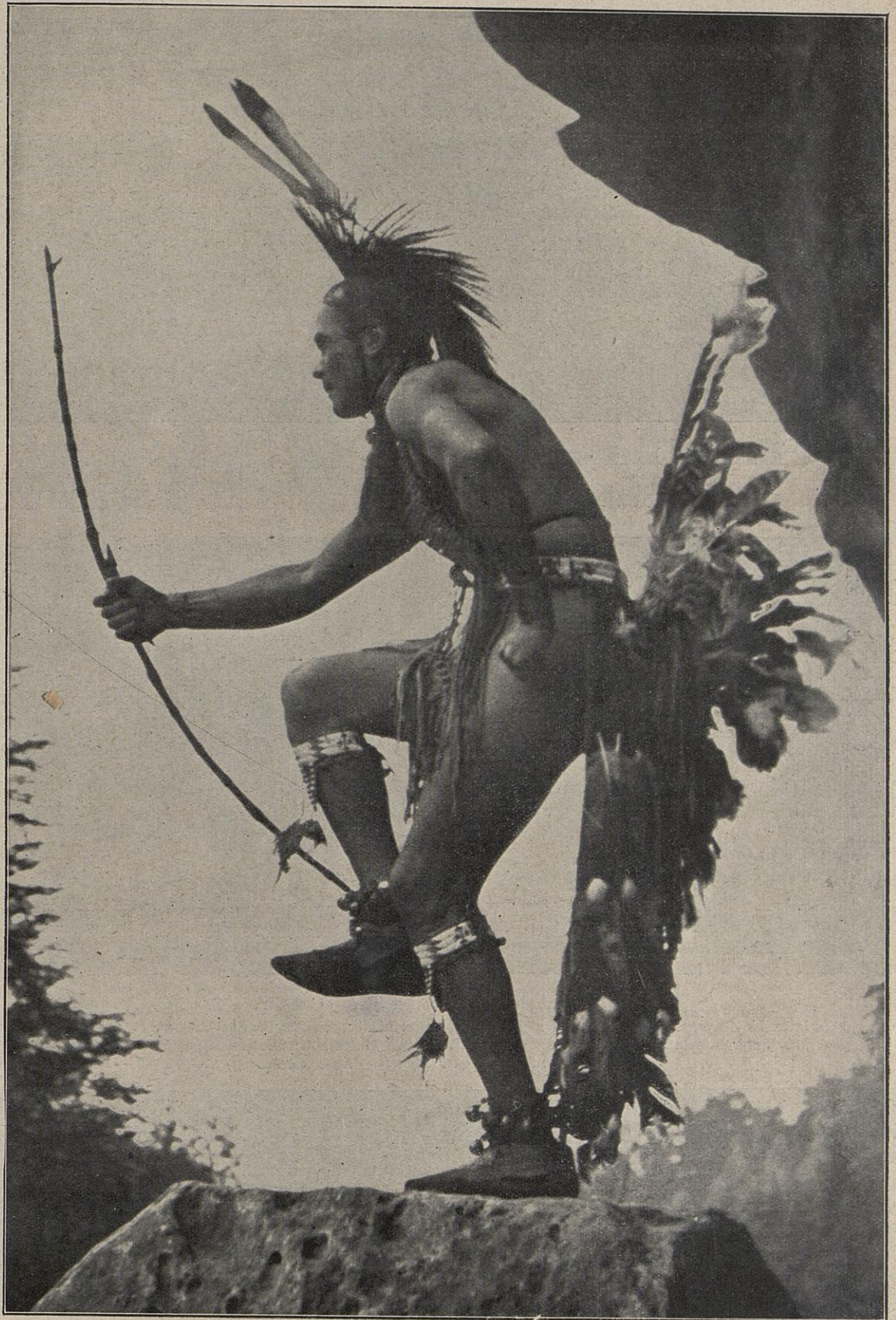
... so ich dir!

Die schwungvolle Geste, mit der der unbekante Herr (Viktor de Kowa) ein pathetisches „Aber das macht doch nichts!“ unterfreicht, reicht vollkommen aus, um die Attentäterin aus ihren Entschuldigungen heraus in das Planschbecken hineinzustoßen!



Idee: „Lawrence von Arabien!“

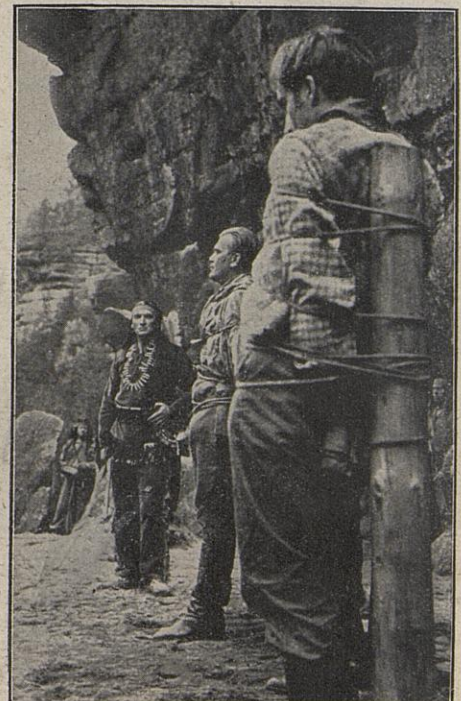
In England wurde ein neues Schnellboot konstruiert, dessen Entwurf von dem verstorbenen englischen Geheimagenten Lawrence stammt. Ingenieur Spurr, mit dem er seine Theorien besprach, entwickelte die Pläne weiter. Er hofft, mit dem Boot (für das sich die britische Admiralität interessiert) den Schnelligkeitsrekord zu brechen. Presse-Photo



Ins Wochenende zu Winnetou

Im Elbsandsteingebirge begannen auf der Freilichtbühne in Rathen die Karl-May-Festspiele. Die bizarren Felsformationen geben einen überaus glaubhaften Rahmen für die romantischen Abenteuer im wilden Westen, und das Hauptwerk des Dichters, die Winnetou-Trilogie, rollt in packender Echtheit ab. Old Shatterhands niefehlender Henrystufen knallt, Winnetou mit der Silberbüchse verkündet sein stolzes: „Ich habe gesprochen!“ Die tragenden Rollen sind von bekannten Schauspielern besetzt, während das Volk der Apachen und Kiowas aus „Elbindianern“ besteht — Eingeborenen der umliegenden Ortschaften, die sich wunderbar echt ausnehmen. Den Indianertanz (oben) führt eine richtige Rothaut aus: Es ist Os-ko-mon, ein Häuptlingssohn der Yakima, der eigens sein Studium in Paris unterbrochen hat, um hier als „Medizinmann“ mitzuspielen. Rechts: Winnetou, eine Kette aus Grizzlypranken um den Hals, mustert die Gefangenen am Marterpfahl.

Foto: Gronefeld (2)





Flagellanten von heute

1. „Los hermanos de Sangre Cristo.“

„Die Brüder vom Blute Christi“ nennen sich die Anhänger einer fanatischen Sekte im Norden von New Mexiko (USA.), bei der die blutigen Bräuche der mittelalterlichen Geißelbrüder noch fortleben. Einmal in jedem Jahr nehmen auserwählte Mitglieder der Sekte die Rolle des leidenden Christus an und schleppen schwere Kreuze zur Stätte der Geißelung...



2. Während die Geißler ihre Kreuze tragen.

Inien die Frauen und Kinder und diejenigen Männer, die der Selbstgeißelung noch nicht „würdig“ sind, unter lautem Beten, Heulen und Selbstanklagen um ein Kreuz. Die seelische Ekstase der Buße erfegt ihnen den körperlichen Schmerz. Associated Press (3)



3. Der schreckliche Höhepunkt der Feier:

Um ein Kreuz versammelt, zerfleischen sich die Büsser den Rücken mit Yuktapeitschen. Nicht selten geschieht es, daß sie sich im Rausch der Selbstpeinigung mit scharfen Glasscherben selbst die Haut aufreißen.



21 642 Fragen

Weltbild

wurden den Geschworenen in einem großen Pariser Betrugsprozess vorgelegt! Da in Frankreich die Geschworenen das Beratungszimmer nicht verlassen dürfen, bis ihr Spruch gefällt ist, blieb nichts übrig, als — Betten im Beratungszimmer aufzustellen.



Die Gaszelle — neueste Hinrichtungsmethode in Kalifornien: Presse-Photo

Zunächst wurde probeweise ein Schwein hingerichtet. Es starb 2 Minuten und 20 Sekunden, nachdem das Gas in die Zelle eingeströmt war. Reporter beobachteten sein Sterben.

Norahs letztes Lied

ROMAN VON GERTRUD VON BROCKDORFF

Copyright 1938 by Deutscher Verlag, Berlin

Inhalt des bisher erschienenen Teils:

Vor sechs Jahren hat das Hamburger Seeamt dem Kapitän Thomas Traß das Patent für große Fahrt aberkannt, weil es für erwiesen angesehen wurde, daß er im Nebel die nötige Vorsicht außer acht gelassen und den Zusammenstoß des von ihm geführten Dreitausend-Tonnen-Dampfers „John Storjohann“ mit einem schwedischen Schiff, der „Maya-Stina“, verschuldet habe. Jetzt tritt Thomas Traß einen neuen Dienst an, als Bootsmann auf dem Schleppdampfer „Emma“, der zwischen Königs Wusterhausen und Hamburg unterwegs ist. Der Eigentümer des Rahns, Köbeling, ist verschuldet. Die „Emma“ wird versteigert werden, falls es Köbeling nicht gelingt, Geld zu beschaffen. Er denkt an eine Heirat seiner Stieftochter Martha mit Heilunga, dem Besitzer des Rahns „Ernst“. Aber schon entsteht eine Neigung zwischen Martha und Thomas Traß, der die Hoffnung nicht aufgegeben hat, seine Schuldlosigkeit nachweisen zu können. Kurze Zeit vor der Katastrophe der „John Storjohann“ hat die junge Frau Marion Traß sich von ihrem Mann getrennt. Eine Frau Alice Bernot war an Bord, als einzige Passagierin. Vor dem Seeamt hat der Koch Martin Maimöller bekundet, daß diese Alice Bernot immer hinter Traß her gewesen sei. Als Zeugin hat sie Feindseligkeit gegen ihn erkennen lassen. Sie und der Russe Gregor Smirnow, der Steward der „John Storjohann“, haben so ausgesagt, daß das Verbrechen Betrunkenheit des Kapitäns am Abend des Unglücks für bewiesen erachtete. Marion Traß hat sich in Amerika aufgehalten. Sie ist Schülerin einer italienischen Gesangslehrerin geworden, einer Frau Mezzacapo. Thomas Traß hat in Amerika nach ihr forschen lassen und erfahren, daß sie in Erie an Schwindsucht gestorben sei. Bei Frau Mezzacapo, die in Philadelphia wohnt, erscheint eine Dame. Sie meldet sich unter dem Namen der Sängerin Norah Robertson, spricht von Marion Traß und bittet um die Adresse von Alice Bernot. Im Nachtzug reist sie nach New York. Ein Reporter der „Erie Dispatch“ erzählt ihr, daß Alice Bernot nicht mehr lebt. In ihrem Apartment ist sie tot gefunden worden, unmittelbar nach dem Besuch eines Mr. Gregor, wohl eines Russen. Sie habe, so hieß es, verkehrtlich zu viel von ihrer Herzmedizin genommen. Am Tage ihres Todes hat sie einen größeren Geldbetrag abgehoben, dessen

Verbleib nicht ermittelt werden kann. Der ehemalige Koch Maimöller, jetzt Gastwirt in Hamburg, fordert Traß in einem Brief auf, seine Ankunft in Hamburg zu beschleunigen: Gregor Smirnow sei von New York zurückgekehrt, er scheine Geld zu haben. In New York hebt Norah Robertson, mit den Papieren von Marion Traß sich ausweisend und mit deren Namensunterschrift quittierend, die Summe ab, die als Sparronto der Marion Traß aufbewahrt wird. Sie geht an Bord der „Europa“, mit Hamburg als Ziel. Der Schleppdampfer „Emma“ hat inzwischen vor einem Schleusenlot in Brandenburg angelegt. Martha Köbeling und Traß gehen abends am Ufer entlang. Traß berichtet von dem Unglück der „John Storjohann“, von seiner Vergangenheit. „Siekehrten um und gingen den gleichen Weg zurück. Aus den Gärten strömten die Herbstgerüche in einer unnatürlich lauen Luft zusammen. Und nun stand Thomas Traß neben dem Mädchen und schüttete mit der Gewalt des lange Verschlissenen sein Herz aus, und sie wurde von unennbarem Mitleid überwältigt und konnte doch nichts anderes tun als stillstehen, pochenden Herzens ihn anhören.“



In der Puszta geboren, noch umhert von der Sorge der Mutter, begrüßt von den neugierig hinzugelassenen Pferden, erlebt das Fohlen die ersten Minuten seines Steppen-Daseins.

Eine rührende Szene aus einem Kulturfilm der Degeto, Hortobágy genannt. Das ist der 2900-Quadratkilometer große Landschaftsbezirk im Südosten Ungarns, die eigentliche Puszta, auf die die riesigen Pferde-, Schaf-, Rinder- und Schweineherden zur Sommerweide getrieben werden, betreut von den Csikós, den ungarischen Cowboys. Der Kulturfilm soll den romantischen Zauber der Landschaft und das ursprüngliche Leben in der Puszta getreu widerspiegeln.

For. Tobis-Degeto (Quick).

Der verhängnisvolle Tag war der einundzwanzigste September“, hob Traß mit einem heiseren, verhaltenen Tone an. „Die ‚John Storjohann‘ war von Quebec nach Hamburg bestimmt; ihre Position war zur Zeit des Zusammenstoßes 50,24 Nord und 14,23 West. Nein, so geht es nicht. Das ist ja Unsinn. Sie können sich darunter nichts vorstellen.“

„Wieso, Unsinn?“ sagte Martha. „Ich höre das gern. Es ist gar nicht nötig, daß ich mir etwas darunter vorstellen.“

Er mußte lachen, und das trug dazu bei, daß er freier sprechen konnte.

„Die See war ruhig; so ruhig wie dieses Binnenwasser. Nach Monduntergang hatte sich leichter Nebel ausgebreitet, die Sicht war aber nur wenig verringert.“

„Also beinahe ein Wetter wie jetzt?“

Er nickte. In der Tat hatte sich der Dunst ringsum etwas gelichtet. Die Umrisse der Fischkästen waren deutlich zu erkennen. Im Hintergrund verschwammen die Lichter der Rähne.

„So ungefähr sichtet ich das schwedische Schiff ‚Maya-Stina‘ kurz vor Mitternacht in einer Entfernung von etwa drei Meilen. Ich sah grünes Licht an Steuerbord. Ich war beruhigt. Demnach wollte es nämlich Steuerbord an Steuerbord an der ‚John Storjohann‘ vorbeikommen.“

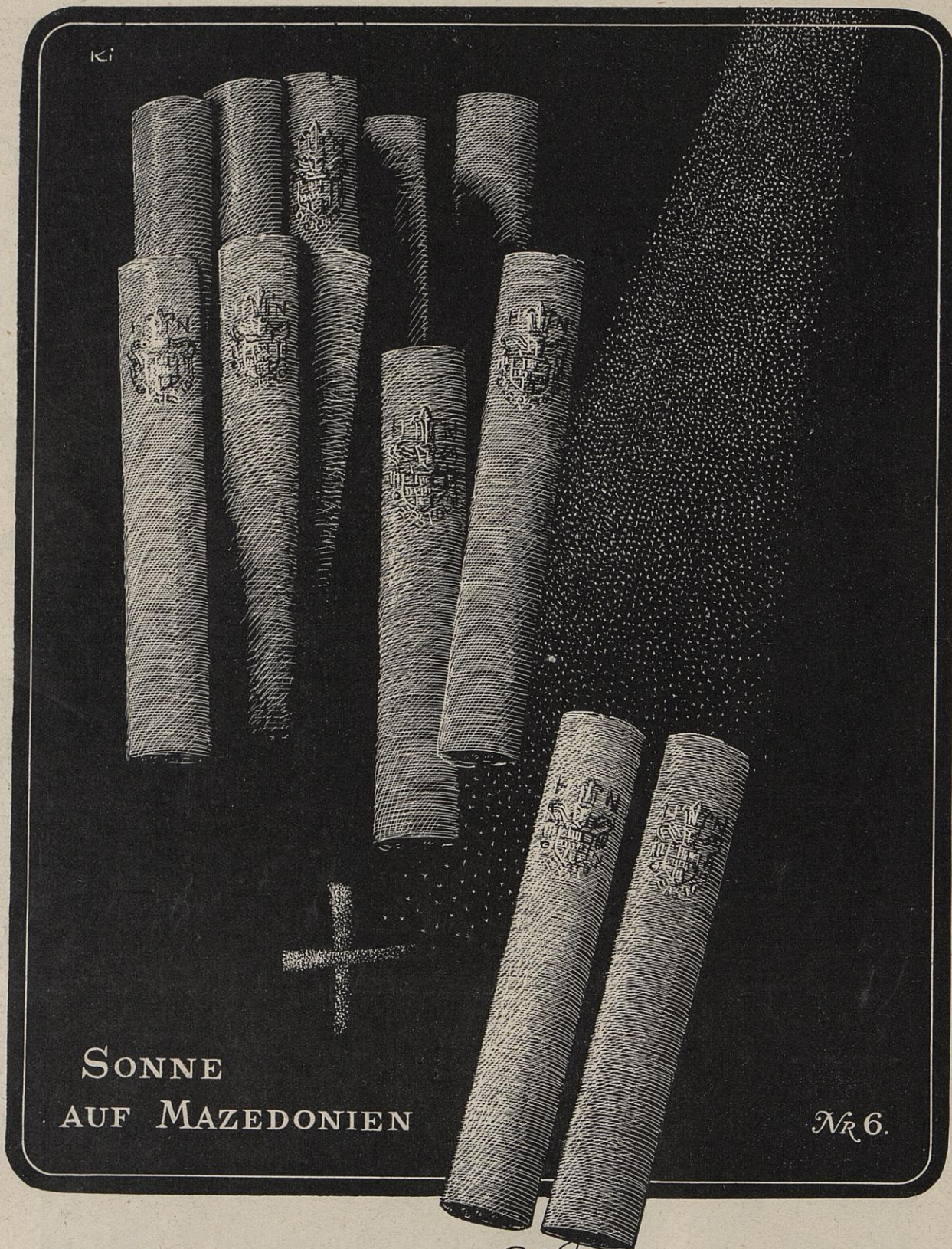
„Das wäre ohne Gefahr gewesen?“

„Bei der Entfernung ja. Aber unmittelbar darauf verdichtete sich der Nebel. Die Lichter des Schweden wurden undeutlich und geisterhaft, er schien seinen Kurs zu ändern. Wenige Minuten später sah ich das rote Backbordlicht des entgegenkommenden Schiffes.“

„So schnell geht das?“

Martha atmete heftig; Traß sah in unaussprechlichem Glücksgefühl, daß sie mitlebte.

„Ja. Nun tutete die ‚Maya-Stina‘ zweimal. Das hieß, sie wolle ihren Kurs nach Backbord nehmen. Ich ließ daher das Vorschiff der ‚John Storjohann‘ etwas



Auch für die Frischhaltung des kostbaren Mazedonen-Tabaks war gesorgt. Nur Eines fehlte der OVERSTOLZ noch, um die Freude an dieser Zigarette vollkommen zu machen, nämlich eine Anpassung ihres Preises an die Kaufkraft des Rauchers. Der Zeitpunkt dazu war gekommen, als 1936 eine neue Preisklasse von 4 1/6 Pf. geschaffen wurde. Seitdem erhält nun der OVERSTOLZ-Raucher in jeder Zehner-Packung 2 Zigaretten mehr, also 12 für 50 Pf.

Was daraufhin geschehen ist, zeigt sich in dem Marktanteil, den OVERSTOLZ bis heute schon erreichen konnte. In knapp zwei Jahren haben sich von vier Rauchern der neuen Preislage bereits drei für diese altbewährte Marke entschieden, und sie wissen auch warum: 1.) weil OVERSTOLZ eine echte Mazedonen-Mischung hat, 2.) weil ihre FUGENDICHTE Packung die Zigarette vollkommen frisch hält, und 3.) weil ihr Preis durchaus erschwinglich geworden ist.

12 OVERSTOLZ 50 PF.

*echt mazedonisch * fugendicht verpackt*

nach Backbord wenden und gab den Befehl „Langsam voraus!“ Es nützte nichts, denn der Teufel hatte die Hand im Spiel. In ganz kurzer Zeit wurde der Nebel so dicht, daß die Lichter des fremden Schiffes gänzlich untertauchten. Ich wollte den Befehl zum Stoppen geben, aber da bemerkte ich auch schon die „Maya-Stina“ dicht vor mir, als wäre sie plötzlich vom Meeresboden durch Gespensterhand emporgehoben worden...

„Wie grausig! Und dann?“

„Fast gleichzeitig vernahm ich das Krachen des Zusammenstoßes.“ Er befreite sich mit einem Straffen der Brust von dem Alp. Dann fügte er hinzu: „So geht es manchmal im Leben. Man rechnet und rechnet, und dann kommt der vernichtende Strich von irgend etwas Unvorhergesehenem, nein, man muß schon sagen: von etwas völlig Rätselhaftem.“

„Ja, das ist manchmal schon auf unseren Binnen-gewässern so“, meinte Martha, lebhaft ergriffen und dadurch beredt. „Es ist, als ob der Nebel, wenn er so unbeständig fließt, weicht und wieder ineinanderwogt, auch die Dinge mit einem großen Sprung von einem Platz an den anderen versetzen könnte.“

Er freute sich ihrer klaren Gedanken und verspürte in sich einen Wirbel leidenschaftlicher Vorstellungen und Gefühle, die wild durcheinanderflatterten. Aber er sagte düster: „Ja, und damit hat der Nebel schon manchen um seine Existenz gebracht.“

„Sie haben sich ja eine neue aufgebaut...“

„Glauben Sie, Martha?“

Er hielt sich ein wenig abseits, um sie im Uebermaß seiner Freude nicht zu berühren. Sie fühlte seine Wärme trotzdem; sie fühlte sich in seiner Nähe wunderbar beschützt. Dieser Weg neben ihm schien ihr ein Traum zu sein, von dem sie wünschte, er möchte niemals ein Ende nehmen.

„War damals — damals war Ihre Frau gewiß schon von Ihnen fort?“ fragte sie nach langer Zeit sehr leise und mit veränderter Stimme. Er schwieg. Sie erriet ja alles, man braucht ihr nichts zu bestätigen. Sie war ein wunderbares Mädchen.

„Sie haben Ihre Frau sehr lieb gehabt... Sie können sie gewiß niemals mehr vergessen...“

Ein verlorenes Lächeln umspielte ihre zitternden Lippen, während sie sprach.

„Wenn die Dinge so miteinander verkettet sind, Martha...“, versetzte er zögernd, um plötzlich in eine erregte Hast zu verfallen: „Sie müssen alles erfahren, Ihnen werde ich alles sagen... Da hatte eine Frau Bernot meinen Weg gekreuzt — sie war das leidenschaftliche Unglück, und ich war ahnungslos wie ein kleiner Junge, bei Gott! Ich hatte ja meine Marion, war glücklich mit ihr — wie hätte ich denn an so etwas denken sollen! Alice Bernot war die Witwe eines Französisch-Kanadiers, dessen Mutter eine Hamburgerin gewesen war. Dadurch hatte Frau Bernot in der Flottbecker Gegend Grundbesitz geerbt. Sie lebte eine Zeitlang in Deutschland. Wenn ich auf See war, fühlte meine Frau sich einsam —“

„Ach ja, das muß schrecklich sein“, sagte Martha, „da ist es bei uns schöner, man lebt zusammen auf den Schleppfähnen, ist immer unterwegs und immer daheim...“

Sie brach ab, denn sie fühlte, wie ihr Gesicht von einer heißen Welle übergossen wurde.

„Und ich unglückseliger Tor habe Frau Bernot bei meiner Marion eingeführt, damit sie nicht mehr so allein war, bis ich zurückkam! Diese Frau — Sie sind zu rein, um sich eine solche Person vorstellen zu können, Martha! Diese Frau hat sich in unserer Wohnung festgesetzt wie ein Insekt, hat meiner Marion Tag für Tag in den Ohren gelegen, ich sei der Tyrann, der sich ihrem Künstlertraum in den Weg stelle, sie müsse mich durch vollendete Tatsachen beugen...“

„Aber warum haben Sie das geduldet?“ fragte Martha schauernd.

„O nein, ich habe es nicht bloß geduldet“, entgegnete er mit selbstanklägerischer Festigkeit, „ich habe es nicht einmal bemerkt! Das habe ich mir erst viel später, zu spät, zusammenreimen können, und ich habe es zwischen den Zeilen des Briefes gelesen, den meine Frau mir nach ihrer Flucht zukommen ließ! Und noch auf eine andere Weise“, er senkte die Stimme zu einem peinvollen Flüstern, „noch auf eine andere, furchtbare Weise sind mir die Augen geöffnet worden, Martha... Alice Bernot hat das alles getan, hat unser junges Eheglück berechnend und unter schlauer Benutzung der Sehnsucht meiner Frau zerstört, weil — weil sie mich rasend liebte, liebte — mit ihrer vergifteten Seele!“

Martha war stehengeblieben und hatte die Hand auf ihr klopfendes Herz gelegt. Sie sah im Geist den Abgrund vor sich, Traß mit gebundenen Augen gefährlich am Rande wandelnd, sie hätte hinstürzen mögen und ihn zurückreißen und ihm die Arme um den Hals schlingen — — —

Aber das war ja nun schon alles unabänderliche Vergangenes.

„Alice Bernot hat sich verrechnet“, sagte er hart. „Zwar hat sie mich vernichtet. Sie hat geglaubt, Marions Stelle in meinem Herzen einnehmen zu können. Sie hat mir das Andenken an sie mit Berunglimpfungen trüben wollen — nachdem sie selbst es dahin gebracht hatte, daß Marion mich verließ! Sie hat behauptet, meine Frau hätte mit dem Impresario Lannon, der sie zur Künstlerin ausbilden wollte — und mit dem Alice Bernot selbst sie bekanntgemacht hatte! — ein Verhältnis... Das geschah auf der letzten Fahrt der „Storjohann“. Ich kannte mich nicht mehr vor Grimm, ich habe ihr gedroht, habe vor ohnmächtiger Wut einen Brandy getrunken, aber ich war in jeder Sekunde Herr meiner Sinne — dir, Martha, schwöre ich das —, da hat diese Person den Spieß umgedreht, mich selbst der Absichten bezichtigt, die sie hegte, mich mit Hilfe eines Subjektes zum Trunkenbold gemacht —“

Seine Stimme versagte, er sank für die Spanne etlicher Atemzüge in sich zusammen. Martha streckte die Hände zu ihm hin, sie hatte einen dünnen Schmerz in der Herzgegend, der sich langsam in einer aufwärts schwebenden Glückseligkeit verflüchtete.

In diesem Augenblick geschah es. Keines der beiden hätte später sagen können, warum es eigentlich geschehen war. Traß wußte nur noch, daß der Anblick des zaghaft lächelnden, aufwärts gerichteten Mädchen-gesichts ihn plötzlich verzaubert hatte. Es wehte ein zarter, grünlicher Nebel um dieses Gesicht, das Ganze war vollkommen unwirklich, und nur die Sehnsucht nach dem Mädchen, die plötzlich wie ein irr sinniger Hunger in ihm aufbrach, war wirklich. Und auch das Geschehen war wirklich: daß er Martha in seine Arme nahm, sich zu ihr niederbeugte und sie auf die lächelnden und jetzt wie unter einem jähen Schrecken erstarrten Lippen küßte...

Von einem Turm hallten Glockenschläge und zerrissen die Verzauberung.

„Es ist spät“, murmelte Martha. „Wir müssen heimkehren.“

Plötzlich fühlte er, wie sie zusammensank. Ein Weidenbaum wuchs aus dem Dunkel still und unheimlich auf sie zu. Mit seiner gekappten Krone sah er fast aus wie ein Mensch.

„Fürchtest du dich vor dem Baum?“ fragte Traß.

„Aber nein!“ sagte sie jetzt mit einem tiefen Atemzuge.

Eine schreckliche Sekunde lang hatte sie gemeint, es wäre Heilunga, der hier auf sie gewartet hätte und plötzlich auf sie zutrat.

„Lebt diese gräßliche Frau noch?“ fragte sie schwach. „Ein Mensch, dessen sie sich bedient hat, um mich zu verderben, will wissen, daß sie tot ist.“

Martha glaubte eine Last von ihrer Brust gewälzt. Sie ließ einen kleinen Seufzer der Erleichterung hören, indem sie sagte: „Dann ist doch alles gut, dann haben Sie ja nur an die Zukunft zu denken... Ist es nicht schön, wenn man ein Leben zum zweitenmal beginnen kann?“

„Ja, es ist schön“, bekannte er mit einem lange vermissten Gefühl der Sorglosigkeit, und er wollte hinzufügen: „Ein neues Leben, Martha, mit dir —“

Dazu kam es aber nicht, denn Martha faßte ihn auf einmal fest am Arm, um sich mit ihm dicht in den mächtigen Schatten des Weidenbaumes zu schmiegen, und flüsterte atemlos: „Heilunga... Also doch! Dort kommt er, mit meinem Vater, sie gehen auf den Bäckerdamm zu, sie suchen mich...“

„Ach, was schert mich Heilunga?“ sagte Traß mit einem lustigen Lachen, das sein Gesicht verwandelte, aber Martha hatte keine Zeit, sich dem Staunen darüber hinzugeben.

„Gehen Sie zum Anlegeplatz!“ flüsterte sie hastig, „ich werde so tun, als käme ich gerade vom Bäcker. Gehen Sie doch schnell, bitte, wenn Sie —“

„Wenn ich?“

„Wenn Sie mich ein bißchen liebhaben“, vollendete sie fast ärgerlich, weil er immer noch nicht gehorchte und offenbar glaubte, sie hätte ihretwegen Angst. Da ging er denn schließlich, langsam und ohne sich noch einmal umzusehen, traumhaft beglückt zum Ufer hinab.

Martha aber machte in aller Geschwindigkeit einen kleinen Bogen, so daß es ausah, als käme sie gerade aus der Hintertür des Bäckerdammes heraus, indem sie auf die beiden Männer zulief.

„Na, besonders nett bist du heut' abend gerade nicht zu mir gewesen“, schmollte Heilunga. „Einfach auszureißen, als es anfang, gemächlich zu werden, und dann so lange fortzubleiben...“

„Die Bäckersfrau hat ein bißchen mit mir geklöhnt — für die Landratten sind Schiffsleute doch immer interessant, auch wenn sie alle Tage mit ihnen zu tun haben.“

Sie hielt den frischen, scherzhaften Ton wacker durch, selbst als Heilunga mit einem hintergründigen Murren Köbeling anstieß: „Na, Otto, was sagst du dazu? Gehst Brot holen und klöhnt so lange, daß der Mann darüber verhungern kann.“

Köbeling verharrte in düsterem Schweigen, und Martha begriff nur zu gut, daß sie jetzt keinen Widerstand leisten durfte, als Heilunga ihre Hand in die seine schob.

„Ich komme morgen abend ein bißchen zu euch rüber“, sagte er. Seine breite Gestalt zerteilte den Nebel, der wieder zunahm.

Auf der „Emma“ spielte Bullerkists Grammophon. Eine belegte, schon abgefangene Stimme:

„Wo bist du jetzt, mein holdes Kind,
Das ich verlor in Sturm und Regen...“

Ob Traß jetzt bei Bullerkist ist? dachte Martha. Und ob ihn diese Melodie auch so wehmütig macht wie mich?

Köbeling ging gleich schlafen und schloß die Tür hinter sich. Er brachte es nicht über sich, von Heilungas Angebot zu sprechen, und verträstete Martha, die ihn ungeduldig fragte, wie es denn nun mit der Hilfe stünde, auf den anderen Tag. Sie setzte sich schwer auf den Küchenstuhl, erhob sich noch einmal, um die Lampe auszublenden, setzte sich wieder.

Das dünne Mondlicht, das durch das kleine Fenster fiel, enthüllte schwach die Umrisse des Herdes und der Küchenmöbel. Martha saß ganz fremd zwischen den niedrigen, hellblau getünchten Wänden und starrte auf die holländischen Kacheln des Schrankes.

„Was ist geschehen? fragte sie sich immer wieder. Was ist mit mir geschehen?“

Sie konnte ihre Gedanken nicht mehr von Traß losreißen; schon seit sie ihn zum zweiten Male gesehen hatte, konnte sie es nicht mehr. Und nun hatte er sie geküßt, der Vater aber brauchte Heilunga, und wenn sie sich vorstellte, daß der sie küssen würde...

Martha ließ ihre Tränen rinnen, während die Klänge von Bullerkists Grammophon zu ihr drangen. Sie ahnte nicht, daß Traß darüber in eine ähnliche Stimmung geriet — jene unendlich fernem Abende in New York wurden ihm wieder lebendig, das Lokal in Coney Island, wo er zum ersten Male mit Marion getanzt hatte... Bräunliches Licht über einer Tanzfläche, die wie dunkelschimmerndes Glas ausah.

„Wo bist du jetzt, mein holdes Kind,
Das ich verlor in Sturm und Regen...“

„Mensch, hör' auf damit!“ schrie Traß aus dem Schlafraum durch die offene Tür in die kleine Küche hinaus, wo Bullerkist zärtlich seine Platten auflegte.

„Gefällt dir das nicht?“ fragte Bullerkist gekränkt. „Oder ist dir vielleicht mein Grammophon zu schlecht?“

„Durchaus nicht, Bullerkist“, erwiderte Traß ver-föhnlich.

„Das wollte ich auch meinen, es ist nämlich 'ne pil-feine Riste. Achtzig Märker hab' ich dafür gezahlt, und dann noch aus zweiter Hand. Meine Mutter hat sich beinahe umgebracht, weil ich für das Geld einen An-zug haben sollte. Aber für das Naturell kann man doch nichts, nicht wahr? Ich bin immer wie wild hinter der Musik hergewesen, ich hab' das Blut von meinem Vater. Außerdem hab' ich das Gefühl von ihm geerbt. Ich kann das nämlich nicht so recht haben, wenn es über-all so ruhig ist, und man liegt nachts vor einer Stadt und kann ihre Dächer erkennen, und der Mond hängt so im Dunst... Weiß der Ruckuck, wie das ist und woran man da denkt. Dann spiel' ich eben meine Platten, damit ich nicht noch ganz verrückt werde. Halb bin ich's ja sowieso, denkst du, was? Sag' mal, du bist eigentlich ein ulziger Heiliger. Bist du nicht wenigstens für fünf Pfennige musikalisch? Machst du dir überhaupt nichts aus Musik?“

Traß mußte lachen.

„Aus Musik schon. Nur nicht gerade aus der Sorte.“

„Hab' auch anderes auf Lager. Künstlerplatten, Mensch! Hast du schon mal was von Norah Robertson gehört?“

„Nein“, sagte Traß und drehte sich langsam um. „Norah Robertson — wer ist das eigentlich?“ fragte er abwesend; denn seine Gedanken waren inzwischen andere Wege gegangen, zu Martha und seinen Plänen, einen Kahn zu kaufen.

„Wer Norah Robertson ist? Paß auf, das wirst du gleich selber feststellen können. Eine erstklassige ameri-kanische Künstlerin! Nun halt' mal die Ohren steif, das mußt du mit Verstand genießen, Mann!“

Bullerkist drehte eifrig an der Kurbel des Apparates. Der enge Raum schien sich zu verwandeln. Eine Frauenstimme erhob sich, strahlend, sehnsüchtig und schmiegend. Traß ließ seine Jacke, die er eben noch in der Hand gehalten hatte, auf den Strohsack fallen. Bullerkist sah es und grinste zufrieden: „Ja, das ist ein Stimmchen, Mensch. Das rührt auch einen Kloß wie dich...“



Die Wildschützen. Gemälde von Wilhelm Leibl (1844—1900).

Nach einer Fotografie des Bildes vor der durch Leibl selbst vorgenommenen Zerschneidung. Er zerschneidete das Gemälde ein Jahr nach seiner Fertigstellung (1888) in drei Teile. Die Schnitte haben wir auf unserer Abbildung eingezeichnet.

Mit dem Zerschneiden seiner Gemälde war Leibl recht schnell bei der Hand. Gefiel ihm das Ganze nicht, so schnitt er das Beste, was vor seinen Augen noch Gnade fand, heraus. Viele solcher Bruchstücke hängen heute als Kostbarkeiten der Malerei in den Museen. Wunderbarerweise empfinden wir beim Betrachten eines solchen Teilbildes kaum das Barbarische einer solchen Handlung. Leibl war eben ein Meister des Details, und wir müssen schon bis auf die alten Meister zurückgehen, um eine solche Vollendung des Mal-Handwerks wiederzufinden. Niemals wieder nach seinem Tode sind beispielsweise Hände so ausdrucksvoll und schön gemalt auf der Leinwand nachgeschaffen worden. Die Wildschützen sind Leibls letzte großformatige Komposition, er malte es in Aibling in Oberbayern, der Menschenhag lag ihm dort besonders. Die Arbeit währte vier Jahre. Sie wurde wieder mit dem Ernst, der Dual und dem Hochgefühl eines schöpferischen Menschen nach vollbrachter Leistung durchgestanden, Eigenschaften, die ihn immer bewegten, wenn er malte. Dieses Bild sollte das Größte an Wert darstellen, was er bisher vollbracht hatte. Der Erfolg der „Drei Frauen in der Kirche“, die für 43 000 Mark einen Käufer gefunden hatten, sollte noch übertroffen werden. Aber der Künstler wurde enttäuscht. Die Wildschützen fanden nur eine kühle Aufnahme. Auch seine Freunde waren zurückhaltend, sie bewunderten, aber es fehlte an Begeisterung. Es stellte sich heraus, daß Leibl beim Malen zu nahe vor seinen Modellen gestanden hatte, die Figuren im Vordergrund waren in einer unnatürlich-hohgereckten Haltung angelegt worden. Schuld war der zu kleine Atelierraum, Leibl konnte nicht genügenden Abstand nehmen. Ein Jahr noch stand das gewaltige Werk verhüllt im Atelier, ehe er sich entschließen konnte, das Gemälde zu zerschneiden.

Aber da fühlte er sich zur Seite geschoben. Traß, verärbt und krampfhaft zitternd, hielt die schwingende Scheibe fest. Das Lied zerriß mit einem Mißton.

„Kerl!“ schrie Bullerkist, „jezt hab' ich Krager in der teuren Platte!“

„Was, Krager?“ leuchte Traß und hob den Arm mit der Platte hoch, „wie kommst du zu dieser Stimme, Mensch? Sie darf — sie darf nicht mehr sein! Darf nicht! Darf nicht mehr, hörst du?“

Und während Bullerkist entsezt, wie vor einem Tobfüchtigen, zurückwich, schleuderte Traß die Platte zu Boden, daß sie zersprang. Dann lief er hinaus in die kühle Nachtluft, stand dort, ohne sich zu rühren, und blickte zum Monde auf, der sich hinter dem bleichen Schleierwerk des Nebels verkroch.

„Marions Stimme!“ stöhnte er verzweifelt. „Das ... war ... doch ... Marions Stimme ...“

Er machte eine Bewegung, als wolle er einen bösen Geist verschrecken.

Martha hatte seine Schritte auf den Laufbrettern gehört. Sie lächelte befreit und hielt den Atem an. Konnte es sein, daß diese Schritte jezt zu ihr kamen? Nein, sie näherten sich nur und entfernten sich dann wieder. Es war ein ungeduldiges, fast stampfendes Auf und Ab. Jezt hielt er inne; jezt war eine ächzende Stimme zu vernehmen ...

Martha sprang auf.

„Bist du noch nicht zu Bett?“ fragte Köbeling von nebenan.

„Ich gehe schon!“ antwortete Martha leise und erstickt. „Schläfst du auch noch nicht, Vater?“

„Ach, Kind...“, sagte Köbeling. Und dann, mit einem plötzlichen Entschluß: „Ich will es dir doch lieber gleich erzählen, wie Heilunga sich unsere Zukunft ge-

dacht hat... Sonst kann ich nämlich nicht schlafen, Martha.“

Martha saß in der Küche, und Köbeling erzählte von drinnen, aber es war, als befände er sich weit, weit weg in einer einsamen Gegend, wo seine Stimme öde und schmerzlich hallte, ohne Widerhall ...

„Ist das alles, was Heilunga tun will?“ fragte Martha, als der Vater geendet hatte. Und dafür muß ich mein Glück begraben, dachte sie, dafür?

Köbeling schwieg. Martha war allein mit der Stummheit der Nacht.

IX.

Hamburg ...

Tor der Welt; Tor des Lebens.

Voll ungezügelter Hoffnung nehmen viele Menschen hier Abschied; altes Leben versinkt wie der alte Erdteil hinter ihnen ... Um bittere Erfahrungen reicher und um verschwundene Lebensjahre ärmer kehrt mancher zurück. Und wieder schwillt mit schäumender Woge die Hoffnung vor ihnen an; das neue Leben baut sich in ihrem Geiste zusammen mit der alten Heimat auf ...

Schwelle der Ausfahrt; Schwelle der Heimkehr.

Grenze und Mittelpunkt.

Das ist Hamburg.

Aus ganz verschiedenen Richtungen und Blickpunkten, aber zu derselben Zeit und mit derselben Ungebuld steuern zwei Menschen dieser Stätte zu, wo über ihr Schicksal endgültig entschieden werden soll.

Norah Robertson, die von ihrer wiedererwachten Gesangskunst einen höheren Triumph über das Menschenherz erhofft als den, der sich auf dem Konzertpodium erzielen läßt ...

Thomas Traß, der seinen Kampf um eine neue Existenz mit jungem Liebesglück am eigenen Herd zu krönen gedenkt ...

Der Mensch kann im Leben oftmals aufhören und wiederbeginnen; aber einmal steht er am Scheideweg, wo er die ganze Linie bestimmen muß, die ihn zum äußersten Ende bringen soll.

Beide, Norah Robertson wie Thomas Traß, fühlten, daß sie an diesem Punkte angelangt waren.

Die „Europa“ fuhr mit äußerster Schnelligkeit.

Es pochte an Norahs Kabine. Der Steward brachte auf silbernem Tablett einen Brief. Norah Robertson empfing und entließ den Ueberbringer mit demselben gleichförmigen Lächeln, das sie auch auf die Pflege ihrer Fingernägel verwandte — eine Beschäftigung, der sie sich mit der Muße eines Menschen widmete, der reichlich Zeit hat. Im Grunde hatte sie natürlich gar keine Zeit — wie kann jemand Zeit haben, wenn er bereits sechs Jahre versäumt hat? Das war es, was Norah Robertson sich beständig vorhielt. Aber die „Europa“ konnte natürlich den Weg nach Hamburg, so sehr sie ihn verkürzte, nicht gänzlich forträumen, und deshalb mußte man sich in eine gemächlichere Arbeit versenken, um die Ungebuld zu zügeln.

Wenn man nicht spazierengehen, tanzen, plaudern, Bekanntschaften machen wollte ...

Eben das wollte ja Norah nach Jim Hills Reporterstreich nicht mehr. Und auch sonst aus mancherlei Gründen nicht, von denen die dauernde Furcht vor Erhaltung und Heiserkeit nicht der geringste war. Bei jedem Luftzug, der ihr scharf und kalt entgegenstieß, hatte sie den Kragen ihres Pelzes in die Höhe geschoben. Die neugeborene Stimme war wie eine zarte Blume, die sie hüten mußte.

Eine ganze Weile lag der Brief auf dem silbernen Tablett unbeachtet vor ihr. Dann nahm sie eine Nagelfeile und ritzte ihn auf.

Man hatte natürlich durch den amerikanischen Rundfunk gehört, daß man die Ehre hatte, zusammen mit einer gefeierten Sängerin an Bord zu sein.

Wer war dieser „Man“? Etwa ein Agent, der auf Entdeckung ausging? Ob Tonio Brettschneider in Hamburg, der Inhaber der Konzertdirektion, der sich einmal sehr für sie interessiert hatte, auch bereits die Nachricht durch den Aether empfangen hatte? Wohl kaum; aber es würde ja nun wohl in den amerikanischen Zeitungen stehen, und er würde davon lesen. Sie hatte ihm noch nicht geschrieben. Sie war so voll Zuversicht, daß sie keiner Vorbereitungen und Anmeldungen zu bedürfen meinte.

Nun, dieser „Man“ hier, der ihr durch den Steward seinen Brief geschickt hatte, hatte keine Engagements zu vergeben. Aber er wollte ebenfalls etwas vorgesungen haben, bei irgendeiner Familienfeier nämlich, die der Befonderheit halber durchaus an Bord abgehalten und durch die große Sängerin, die der Zufall bescherte, verschönt werden mußte. Er entschuldigete seine Kühnheit mit seiner Liebe zur echten Kunst. Seine Name war Hagenau oder so ähnlich.

Norah ließ Herrn Hagenau ihr lebhaftes Bedauern ausdrücken und polierte mit Sanftmut ihre Nägel weiter.

+ MUSTERCIGARETTEN + MISCHUNGSNUMMER R6 o/M +

Wissenschaftliche Hilfsmittel arbeiten im Interesse des Rauchers, um die Qualitätsforderung des Mischungsrezeptes »R 6« auch in Zukunft erfüllen zu können. Die Auswertung der wissenschaftlichen Ergebnisse sichert die Erhaltung einer gleichbleibenden Qualität der Cigarette »R 6« o/M.



*Doppelt
fermentiert* 4s

Es dauerte nicht lange, da klopfte es abermals, und nun gestattete sich Herr Hagenau zu fragen, ob er persönlich seine Aufwartung machen und die Bitte mit näherer Begründung wiederholen dürfe.

„Ja“, antwortete Norah. Sie hatte nein sagen wollen. Aber es war ihr, als solle sie ihre Stärke erproben.

Gleich darauf betrat ein Herr mit grauem Haar den Kleinen, behaglich ausgestatteten Wohnraum. An den Schläfen war das Haar fast weiß, eine Riesengläse wölbte sich über der Stirn. Die Augen blickten undeutlich hinter mächtigen Brillengläsern.

Norah straffte sich, ihr Atem ging kurz und heftig. Sollte sie denn nichts anderes erleben, als daß immer wieder die Vergangenheit aufstand? Aber sie gewann verhältnismäßig rasch ihre Fassung wieder. Es war nur nötig, daß man an gute und nicht an schlechte Vorbedeutungen glaubte. Wenn die Vergangenheit aufstand, so mußte es ja nicht unbedingt aus Gegnerschaft geschehen. Und dann kam es doch sehr auf Art und Alter der Vergangenheit an. Die weit entfernte war willkommen, die suchte sie ja, an die wollte sie anknüpfen, und zu ihr zählte Herr Hagenau... Ja, sie kannte ihn ganz genau wieder. Er war ein New-Yorker Juwelier.

Vor wieviel Jahren hatte sie mit ihm zu tun gehabt? Mindestens vor sieben, wahrscheinlich vor acht. In der glücklichsten Zeit ihres Lebens, die sie sich später verscherzt hatte. Und auf die sie jetzt wieder zuslog!

Sie machte unwillkürlich eine frohe Bewegung mit Armen und Händen, und dabei blitzte ein kleiner Brillantring auf, den sie am Finger trug. Herr Hagenau erspähte die Gelegenheit zu einer guten Einleitung.

„Oh!“ rief er aus, „Gnädigste sollten den Ring bald nachsehen lassen, die Fassung hat sich gelockert!“

„Das merken Sie so im Fluge?“ fragte Norah und schloß die Augen, „solch ein Tausendkünstler sind Sie?“

„Kein Tausendkünstler, nur ein Juwelier. Und nicht einmal ein bestechender. Mein Geschäft ist klein und in einer der stillsten Straßen von New York. Es hat eine bescheidene Fassade.“

„Und verbirgt heimliche Schätze?“ lachte Norah. Sie fühlte eine Freude ohnegleichen in sich, sie hatte ja gar nicht gewußt, wie stark sie war. Sie war untergesunken und dem Tode nahe gewesen, aber nun stand sie hier und war dem Leben zurückgegeben — dem vorigen Leben, das sich ihr in der Person des Herrn Hagenau darstellte.

„Die Auslage ist nicht einschüchternd, man empfindet beim Betrachten keinerlei Beklemmung, aber man erliegt der Verführung, man sieht das eigene Bild in der Spiegelscheibe — nicht wahr, so ist Ihr Geschäft, Herr Hagenau?“

Der Juwelier verbeugte sich mehrmals.

„Es ist ein Wunder, wie entzückend Gnädigste das improvisieren, und es stimmt, es stimmt ganz genau!“ „Vielleicht ist auch Ihr Gedächtnis ein Wunder“, fuhr Norah fort. „Ich habe diesen Ring nämlich vor vielen Jahren in Ihrem Laden gekauft.“

„Oh“, sagte Herr Hagenau. Er schien aus dieser Erinnerung einen Vorwurf wegen der gelockerten Fassung zu lesen. „Der Ring ist immer getragen worden, nicht wahr?“ fragte er.

„Ich habe ihn niemals vom Finger gelassen.“

„Sehen Sie. Es ist dann immer möglich, daß eine Fassung im Laufe der Zeit nachgibt.“

Norah überlegte einen Augenblick, mit gesenkten Lidern unruhig atmend, wie jemand, den die Begierde treibt, einen Abprung in gewaltige Tiefen zu tun, und der überflüssigerweise diese Tiefe erst noch abmisst, obwohl schon feststeht, daß er unbeschadet des Ergebnisses springen wird.

„Der Ring ist ein teures Andenken, Herr Hagenau“, sagte sie mit unerhörter Sachlichkeit, aber ohne dabei den Blick zu heben. „Er wurde zwei Wochen nach meiner Verheiratung gekauft.“

„Gnädigste sind verheiratet?“ stieß der Juwelier hervor und bereute sofort seine unziemliche Frage. Aber Norah Robertson schien die Geheimnisse ihres Lebens gern dem Tageslicht darzubieten. Entweder mußten sie also sehr keusch sein, oder es war eine Künstlerlaune; so dachte Herr Hagenau.

„Wir hatten damals nicht viel Geld“, sagte Norah mit dem verschlossenen Gesicht einer Nachtwandlerin. „Aber wir feierten allwöchentlich die Wiederkehr unseres Hochzeitstages. Und bei einer dieser Feiern erstanden wir den Ring.“

Sie lächelte jetzt still vor sich hin; darauf tat sie ein paar unbewußte Schritte, als bewege sie sich auf einem Boden, den sie nur allmählich wieder in Besitz nehmen dürfe. Herr Hagenau räusperte sich; er wußte mit dem allem nichts Rechtes anzufangen. Schließlich sagte er geschäftsmäßig:

„Selbstverständlich bin ich gern bereit, den Stein neu zu fassen. Wenn Sie damit einverstanden sind und mir Ihre Adresse geben wollen —“

Hier stieß dem Juwelier Hagenau die größte, vielleicht die einzige Ueberraschung seines Lebens zu.

Norah nahm einen Handschuh und verhüllte die nackte Hand, die der Ring zierte. Dann ersuchte sie Herrn Hagenau, ihre Kabine zu verlassen, da ihr die Unterhaltung mit einem Manne nicht angenehm sein könne, der ihr zugemutet habe, diesen Ring aus der Hand zu geben und damit der Willkür das einzige Stück Vergangenheit auszuliefern, das zum Grundpfeiler ihrer Zukunft berufen sei...

Nachdem Herr Hagenau, ganz verstört und an sich und der Menschheit irre geworden, gehorcht hatte, sank Norah vor Erschöpfung auf einen Stuhl. Es war ihr zumute, als befände sie sich in einer verwaisten Straße, über die der Wind trieb. Sie spürte auf einmal eine gähnende Leere in sich und wußte nicht weiter.

X.

Aber noch einer war, den es aus der selbstgewählten Vereinsamung, aus der eisigen Fremde seiner Selbstsucht heimtrieb in die Stadt der Hoffnung.

Das war der ehemalige Steward Gregor Smirnow. Er mußte, mußte eine Menschenseele finden, die seine Qualen mit ihm zu teilen bereit war...

Warum aber, Teufel, hatte er sich gerade in Hamburg auf die Suche begeben? Das sah doch geradezu nach der Legende aus, daß ein Sünder immer wieder an den Ort seiner Sünde zurückgetrieben wird?

Blödsinn, es war natürlich geschehen, weil er sich in Eppendorf röntgen lassen wollte, weil er zu den Hamburger Spezialisten Vertrauen hatte...

Ungefähr so flackerten Smirnows Gedanken hin und her, während er damit beschäftigt war, allerlei Gegenstände aus seinen Schränken in einen großen Kabinenkoffer zu verstauen. Denn, und das war der Schlüssel seiner Gedanken: er hatte sich nun gar nicht röntgen lassen, und er wollte Hamburg mit Genua vertauschen. Seit Tagen hatte er keine Schmerzen mehr gehabt. Er fühlte sich wohl und zufrieden, also war es wohl richtig gewesen, die Röntgenaufnahme noch hinauszuschieben. Wenn sie nun gemeinerweise ein unangenehmes Resultat gezeigt hätte? Nichts da. Smirnow war entschlossen, dem Unangenehmen aus dem Wege zu gehen und Logik Logik sein zu lassen.

„Bist du bald fertig?“ fragte eine junge Dame, die in dem tiefen, weichen Sessel neben dem Fenster saß und ihre Seidenstrümpfe zeigte.

„Hast du eine solche Eile, Mucki?“ fragte Smirnow und blickte nachdenklich in ihr rundes Gesicht. Mit seinen in die Stirn fallenden schwarzen Ponystransen erinnerte es ihn an das Gesicht einer Chinesin, die er vor langer Zeit in Schanghai gekannt hatte. Im übrigen hatte das Mädchen durchaus nichts Chinesisches. Sie hieß vielmehr Paula Schütt und war Verkäuferin in einem Blumengeschäft gewesen. Jetzt erwartete sie von Gregor Smirnow das große Abenteuer ihres Lebens.

„Ich muß doch noch mit meinen Einkäufen zurecht kommen“, sagte sie ungnädig.

„Ja“, nickte er, ohne die Augen von ihrem Gesicht zu nehmen. Dann stieß er unvermittelt hervor: „Ich bin ein kranker Mann, Mucki, darüber mußt du dir klar sein.“

Er hatte Widerspruch erhofft, aber es kam keiner. Smirnow beugte sein flaches, gelbes Gesicht tief über den Koffer. Der Lärm des Hafens schrie laut und fröhlich herauf, denn die beiden eleganten Zimmer mit Separateingang, die Smirnow gemietet hatte, lagen unweit der Hafensstraße.

„Werden vier Abendkleider ausreichen?“ fragte Paula.

„Ja denke doch“, sagte er unsicher und sah sie wieder an.

„Meinst du wirklich?“ fragte sie eifriger. „Wo auf den Schiffen doch so viel Gelegenheit zum Tanzen sein soll.“

„Ich tanze nicht mehr!“ sagte Smirnow laut und feindselig, und danach wurde es eine Weile merkwürdig still zwischen ihnen. Das Mädchen lugte verstohlen zu ihm hin. Ueber dem ungläubigen Blick mitten im Saal dacht und dunkel. Paula hatte ihn im Verdacht, daß er es färbte.

Anfangs hatte sie ihm geglaubt, wenn er sich den Sohn eines russischen Generals nannte, der als Paketträger in Paris gestorben sei. Aber es war zu oft vorgekommen, daß er Unstimmiges berichtete, und er hatte Paulas Scharfsinn wohl unterschätzt. Manchmal brach er unter ihrem ungläubigen Blick mitten im Saal ab, und eine fahle Röte stieg ihm in die Wangen, als hätte er sich selber auf einer Unbesonnenheit ertappt.

„Hast du eigentlich gar keinen Beruf, Gregor?“ fragte Paula Schütt.

Er drehte langsam den Kopf zu ihr hin.

„Beruf? Warum sollte ich einen Beruf haben? Ich habe mich zur Ruhe gesetzt. Ich bin nicht ganz gesund, ich muß mich erholen und habe einen Menschen nötig, der mich aufheitert. Du könntest lustiger sein, Mucki. Wir könnten von Genua nach Aegypten fahren. Aber du darfst mich nicht betrügen, sonst —“

„Sonst?“

„Sonst werde ich böse.“

„Ist das so schrecklich, wenn du böse wirst?“ fragte Paula lächelnd.

„Ja, ich kann schrecklich sein...“

Er veränderte die finstere Miene: „Kaufe dir alles, was du für die Reise brauchst. Kaufe dir, was dir Freude macht, Mucki. Ich will nicht geizig sein.“

„Ist dir nicht ein bißchen bange vor der Seereise? Wo du doch schon mal ein Schiffsunglück erlebt hast... Oder hast du da geflunkert, Gregor, als du mir das erzähltest?“

Ihr Lachen klang merkwürdig, wie gesprungenes Glas.

„Damals war ich doch der einzige Passagier an Bord“, sagte er unwillig.

Paula strahlte, weil sie ihn widerlegen konnte.

„Siehst du!“ sagte sie. „Du hast mir erzählt, ihr wäret zwei gewesen. Du und eine kanadische Dame.“

Ueber seine Augen fielen die schweren Lider und verbargen sie halb. Seine Züge waren vollkommen ausdruckslos.

Dann geht von einer Sekunde zur anderen eine jähe Veränderung mit ihnen vor, etwas Unwirkliches, Ratloses, Gehehntes zieht darüber hinweg.

„Eigentlich ist es merkwürdig, daß ich diese Dame aus Kanada jetzt manchmal vergesse. Früher konnte ich das nicht. Erst seit ihrem Tod —“

„Wie, sie ist gestorben? Das ist ja wieder eine neue Nuance!“

Er späht von der Seite her lauernd in Paulas hübsches Puppengesicht. Hat sie den Namen der Alice Bernot schon von ihm gehört? Es macht nicht den Eindruck. Man kann ohne Gefahr von Geheimnissen reden, die keine Ruhe mehr geben wollen. Dazu hat man dieses Mädchen ja schließlich. Man kann plaudern, kann die Seele entlasten, während sie an ihre vier Abendkleider denkt...

„Ich glaube, Alice Bernot war in den Kapitän verliebt“, sagt Smirnow und bekommt wieder den spöttischen Zug um den Mund.

„Was? Alice Bernot? So einen schönen Namen möchte ich auch haben. Wer ist denn das?“

„Naja, die Frau... Die mit mir auf dem Schiff war... Die jetzt tot ist... Ja, der Name war schön. Und sie selber auch... Groß und schön. Der Kapitän natürlich gehörte zu den Männern, auf die die Frauen fliegen.“

„Hat diese Frau Soundso Glück bei ihm?“ fragt Paula etwas weniger gleichgültig, denn solche Liebesgeschichten verfehlen niemals ihre Wirkung auf sie; das Schillernde, gefährlich reizvolle bringt eine Saite in ihr zum Klingen. Aber ob sie selbst den Mut hat, so ein Abenteuer bis zum Ende durchzukosten? Ob dieser Mut überhaupt etwas taugt? Dieses reiche Nichtstuerleben, das Gregor Smirnow ihr bezahlt — ja, das gefällt ihr schon, aber wenn sie es nun dem mißgünstigen Schicksal zurückzahlen muß? Man dürfte nicht abergläubisch sein...

„Ich glaube nicht, daß Kapitän Traß sich etwas aus Alice Bernot gemacht hat“, tönt nun Smirnows Stimme schwer und träge, als spräche er zu sich selbst.

„Traß? Weiß ich den Namen also auch einmal“, meint Paula.

Smirnow fährt selbstvergessen fort: „Die Frau war fabelhaft, Mucki. Man konnte ihretwegen schon eine Torheit begehen.“

„Du warst wohl selbst in sie verliebt?“ fragt Paula. Er überhört das Streitsüchtige in ihrem Tonfall. Seine Augen werden glänzend. „Ja, das war ich“, haucht er, nach Atem ringend. „Ich habe sie geliebt. Darum habe ich —“

„Was hast du?“

„Nichts. Sie wollte mich nicht. Das hat sie mir hüßen müssen.“

„Gregor!“ schreit Paula. „Ich fürchte mich... Was hast du getan?“

„Getan? Frage doch nicht so dumm. Die Frau... diese Alice Bernot hat mich zu einem Lumpen machen wollen... Ein niedriges Geschäft hatte sie vor, kaufen wollte sie mich... Nie, nie hätte ich einen Pfennig genommen, das... schwöre ich dir, Mucki! Was ich tat, tat ich aus Liebe zu ihr!“

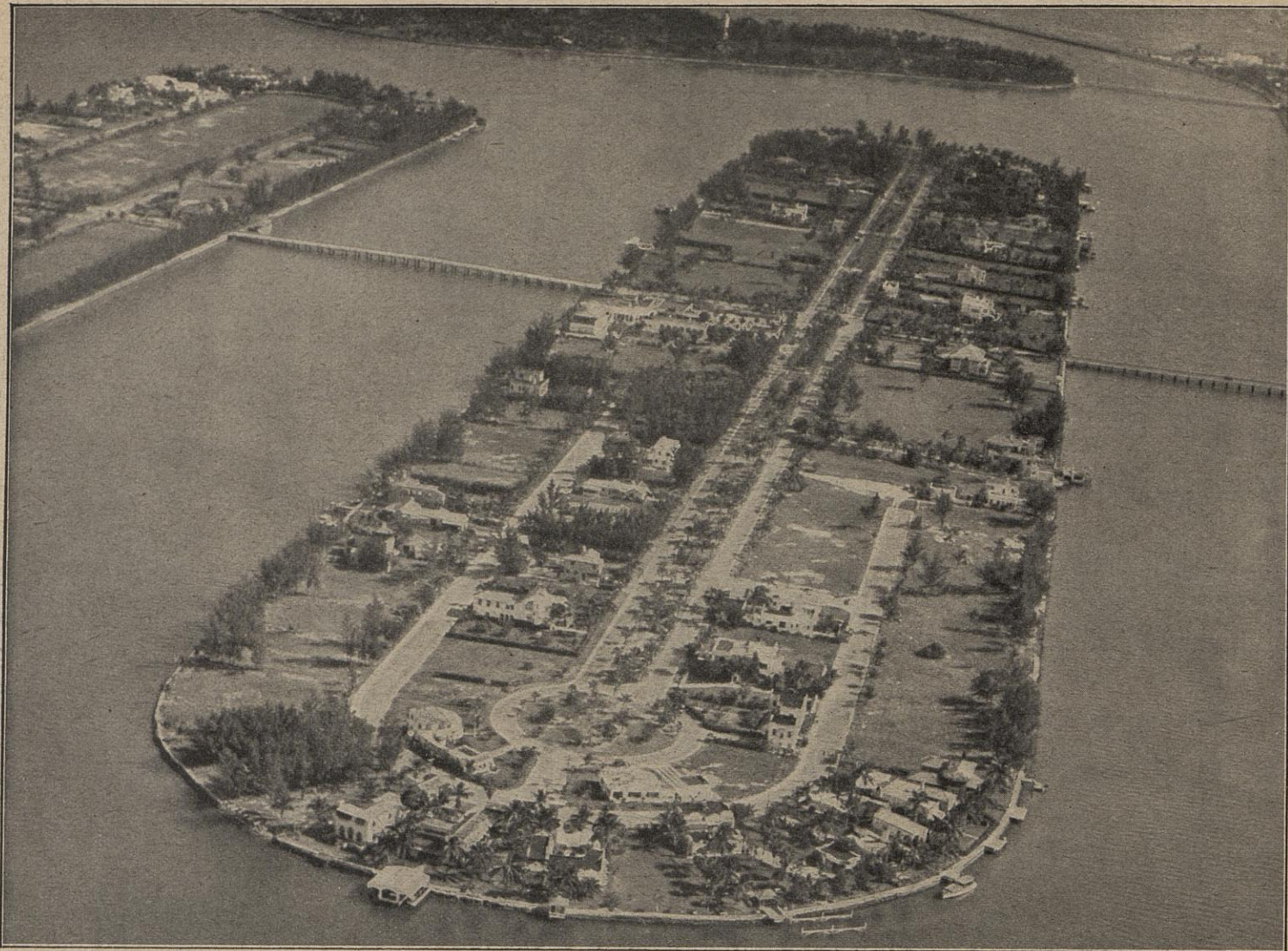
(4. Fortsetzung folgt.)

Eine Fahrt ins Blaue!

Allein oder in Begleitung . . . die planmäßige Ungewissheit einer solchen Fahrt hat etwas vom Reiz des Abenteurers, des Einmaligen . . . vielleicht auch einer Begegnung mit dem „Duft nach Sauberkeit und Frische“.



Lohse Uralt Lavendel ist *ur echtes* Lavendel, keine Nachbildung mittels künstlicher Riechstoffe! Darum ist es auch so einzigartig erfrischend. Gewähr für seine Echtheit und gleichbleibende Güte bietet der Schriftzug „Lohse“ auf der Siegelmarke.



Auch auf den Inseln geht es nicht ohne Autos.

Die „Millionärs-Inseln“ bei Miami in Florida, auf denen die Hochfinanz ganz unter sich sein will, sind allein wegen der Autos mit dem Festland und untereinander durch Brücken verbunden. Das Auto ist unentbehrlich, um aus der Großstadt hierherzukommen und um — zum Bootssteg zu fahren.

Volk am Steuerrad

Hundert Tage in einem motorisierten Land

von **KURT ZENTNER**

Copyright 1938 by Deutscher Verlag, Berlin

Der saure Park-Apfel

Nicht überallhin kann ein Kraftfahrer drüber in USA. seinen Wagen mitnehmen. Manche Bürohäuser haben wirklich noch zu kleine Aufzüge, manche Kinos noch zu enge Sperrfisse, manche Gastwirtschaften haben sich immer noch nicht die Treppen abgewöhnt und manche wichtigen Besprechungen sind immer noch auf das Telefon angewiesen.

Wer da durch die Straßen fährt, muß also auch einmal sein Auto verlassen. Wenn hundert Menschen das tun, dann wissen sie, wo sie den Wagen lassen können, wenn es tausend tun, wird es schon ein Problem, wenn es zehntausend tun, wird es ein Unglück. Das Parkproblem in den amerikanischen Großstädten ist wirklich ein Unglück, wenigstens für den, der parken will . . . aber ein unbeschreibliches Glück für den, der Parkplätze vermieten kann. Die Parkkosten sind horrend. 50 Cents

Im Auftrage der „Berliner Illustrierten Zeitung“ unternahm der Verfasser eine Reise im Auto durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Wir veröffentlichen heute weitere Skizzen und Notizen aus seinem Fabrikbuch, kurze interessante Momentbilder von einer 15 000-Kilometer-Reise durch Städte, durch Dörfer und über die endlosen Landstraßen zwischen dem Atlantik und dem Pazifik. Der erste Teil dieser Aufsatzreihe ist in Heft 22 der „Berliner Illustrierten Zeitung“ erschienen.

für eine Stunde Parken an zentral gelegenen Punkten in den Großstädten ist nichts Ungewöhnliches. In Städten wie San Francisco und Chicago ist es sogar durchaus die Regel, daß der Parkplatz für drei Stunden

(die Dauer des normalen Kinobesuches) doppelt so teuer ist wie der Kinoplatz. Aber die Entfernungen sind eben so groß und die regulären Verkehrsmittel für die Autolosen so spärlich, daß immer wieder in den sauren Parkapfel gebissen werden muß.

Ganz abgesehen von der Frage, ob es überhaupt noch Platz innerhalb der Großstädte gibt, sind diese Parkplätze vom städtebaulichen Standpunkt aus wirklich ein Grauel. Mitten in einer geordneten Häuserfront gähnt ein Loch, das auf allen Seiten von häßlichen nackten Brandmauern umrahmt ist. Dort drin spielt sich der Parkverkehr dann ab; denn auf den Straßen selbst ist es kaum möglich, Platz zu finden — da muß man schon ein Sonntagskind sein.

Auf diese Eigenschaft kann man nur bei einigen Gelegenheiten verzichten und doch seinen Parkplatz finden. Wenn man in ein gutes Restaurant geht, springt, kaum daß man ausgestiegen ist, ein „Park-



Wie ein spiegelglatter Tunnel

erscheint hier die Lagerschale, in der die Kurbelwelle ihre rotierende Bewegung ausführt. Rund 4000 Umdrehungen in der Minute! Diese enormen Beanspruchungen können die Lager nur dann auf die Dauer standhalten, wenn zwischen Metall und Metall immerwährend ein schützender Oelfilm liegt. Er muß die materialzerstörende Trockenreibung ausschalten, er muß die Entstehung hoher Temperaturen durch gute Wärmeableitung verhindern. Diese vielfachen Aufgaben können nur von einem hochwertigen Qualitätsoel einwandfrei bewältigt werden. Sie werden vorbildlich erfüllt durch die in Deutschland hergestellten

SHELL AUTOOEL

Die Widerstandsfähigkeit ihrer unzerreißbaren Oelfilme und ihr Kühlvermögen sichern jedem Motor spiegelblanke Lager und verhüten das gefürchtete, kostenverursachende „Fressen“. Gegen eine wirkungsaufhebende Schmieroelverdünnung schützt das leicht vergasende, rückstandslos verbrennende, kraftvolle und sparsame

SHELL

Das kann entscheidend sein: MIT ODER OHNE FETT

Schon ein geringer Mangel im natürlichen Fettgehalt der Kopfhaut kann zu tiefgreifenden Störungen des Haarwuchses führen, insbesondere zu sprödem, unansehnlichem Haar, zu trockener Schuppung der Kopfhaut und zu lästigem Kopfhautjucken. Trilysin mit Fett sichert einen gleichmäßigen Fettgehalt entsprechend den normalen Bedürfnissen des Haarbodens. Verwenden Sie daher bei Neigung zu sprödem Haar und Schuppenbildung regelmäßig Trilysin mit Fett.



Trilysin MIT FETT

Trilysin: Flasche RM 1.82 und RM 3.04. Bei besonders trockenem und sprödem Haar oder sehr empfindlichem Haarboden außerdem Trilysin-Haaröl: Flasche zu 90 Pfg. Zur schonenden Kopfwäsche Trilypon, seifen- und alkali-frei: Flasche zu 50 Pfg. und RM 1.20.

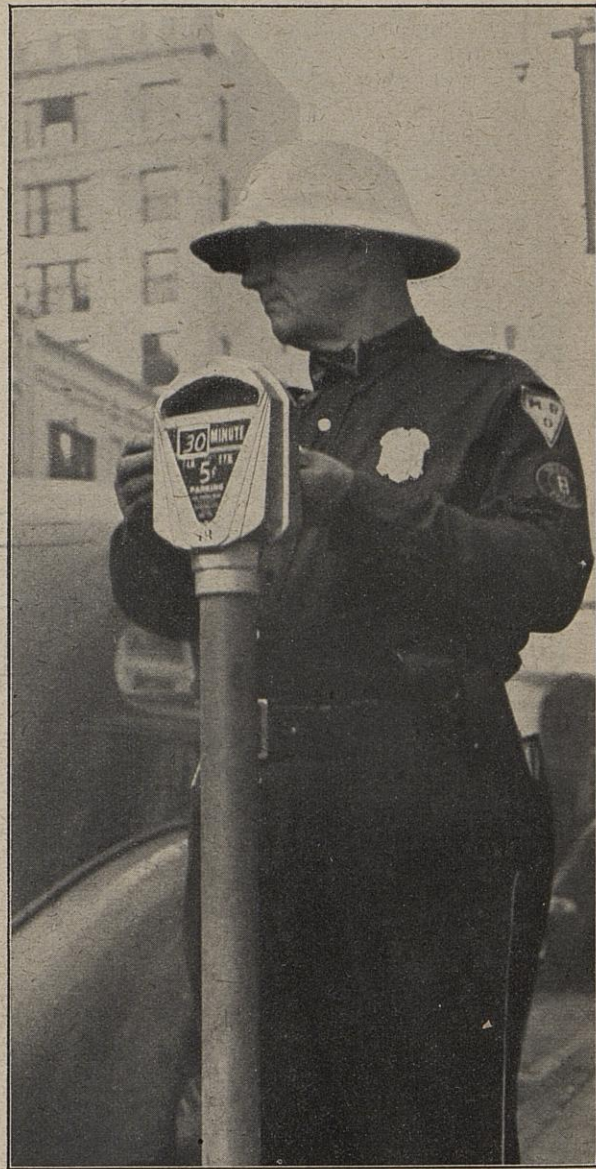
beamter" auf den Sitz des Fahrers und gibt dem Gast eine Nummer, die man sich wie eine Garderobenummer in die Tasche steckt. Damit ist der Gast aller Sorgen enthoben. Der Wagen wird gewartet, und kommt man nach einer Stunde vom Lunch zurück, dann zeigt man dem Vorsteher seine Marke. Eine Sekunde später rauscht der Wagen in Fahrtrichtung vor, der Motor läuft, der Schlüssel steckt, man zahlt 50 Cents und fährt fröhlich seine Straße.

Das Parcometer

Ein scheußliches, aber für viele Stadtverwaltungen höchst lukratives Wort. Es handelt sich um einen kleinen Apparat, der an der erfahrungsgemäß am meisten besparten Straße in einer amerikanischen Großstadt steht und in den man einen Nickel hineinwirft. Der Mann, der diese 5 Cents in den Apparat gesteckt hat, erwirbt damit das Recht, dreißig Minuten lang sechs Meter zu beiden Seiten des Parcometers seinen Wagen stehenzulassen.

In der Texas-Stadt Dallas sind unter städtischer Kontrolle 1500 dieser „Nickelspender“ aufgestellt, und in dem letzten Etat des Jahres brachten sie ... 147 000 Dollar ein. In einem Jahr spendeten also drei Millionen Hände 5 Cents und kauften sich damit den Wagen-Rastplatz, eine, wie man zugeben muß, sehr große Summe, denn Dallas hat immerhin nur etwa 200 000 Einwohner. Das Geld wird zum überwiegenden Teil dazu verwendet, um die Verkehrsregelung im Stadtbezirk so wirksam auszubauen, daß Unfälle nach Möglichkeit vermieden werden.

Während hier das Geld fast nur von Geschäftsleuten aufgebracht wird, hat sich im sonnigen Florida um die Parcometer herum ein anderes Leben entwickelt. Dort „süßen“ zur Saison die Provinzler, die einmal Geld, Luxus, Reichtum auf den Hauptstraßen besonders gut sehen wollen, „spazieren“, und es ist ein richtiges Gerause um die besten Plätze: man bleibt im Wagen sitzen, steckt alle Stunde einen Nickel in den Schütz und genießt das High Life, von allen, die später kommen und ebenfalls diese großartige Idee verwirklichen wollen, auf das bitterste mit Blicken beseindet. Auch da sind die Einnahmen hübsch und ansehnlich und betragen bis zu 10 000 Dollar im Monat während der Hochsaison.



Das Parcometer.

In den Großstädten der Vereinigten Staaten wird das Parken durch Parcometer geregelt. Gegen Einwurf von 5 Cents erwirbt der Kraftfahrer das Recht, seinen Wagen 30 Minuten lang im Umkreis des Nickelautomaten stehen zu lassen.

Autofahren ... unerwünscht!

Ein merkwürdiger, aber hier und da in den Vereinigten Staaten berechtigter Satz, den man bei aufmerkamer Beobachtung sogar ohne Dolmetscher merkt: man verläßt Gallup, eine kleine Stadt im Staate New Mexico, schon ziemlich hoch gelegen und mit ein wenig Goldgräbercharakter, und legt auf einer der üblichen guten Straßen 25 Kilometer nordöstlich zurück. Dann muß man das Asphaltband verlassen, weitere 15 Kilometer auf schon erheblich schlechteren Straßen bewältigen, und man ist im Window Rock, im „Felsenfenster“.

Es ist die Zentrale für die Verwaltung der Navajo-Indianer-Reservation. Sie ist die größte in den Vereinigten Staaten mit etwa 5 1/2 Millionen Hektar Hinterland. 44 000 Indianer leben dort seit Roosevelts Regierungsantritt, gehegt und gepflegt und umsorgt, einen ruhigen und nicht immer ausgesprochen fleißigen Tag. Obwohl die weißen Männer heute alles für sie tun, wahrscheinlich unter dem Druck der Sünden, die ihre Vorfäter gegen die Rothäute verübten, sind sie doch nicht restlos glücklich; denn ihr wirkliches Glück würden sie im Autofahren finden. Es ist wahrscheinlich der Spieltrieb, der auf die Motorisierung umgeleitet wird, ähnlich wie es mir einmal von einer kleinen Insel in Westindien erzählt wurde. Dort ist nur eine einzige Straße wirklich fahrbar, und alle Schwarzen, die sich ein Kraftfahrzeug leisten können, fahren dort, obwohl es nur ein Kilometer hin und ein Kilometer zurück ist, allabendlich eine Stunde, rasen mit

offenem Auspuff, möglichst knatternd und mit dissonanzreichem Gupen: ein Motor-Inferno im Palmenparadies . . .

Besitzt ein Indianer ein Auto, so arbeitet er noch weniger als bis dahin (tatsächlich verdienen die Frauen durch künstlerisches und geschicktes Teppichweben und Feldarbeit den größten Teil des Lebensunterhaltes) und fährt nur noch Auto, und zwar: je schneller, um so lieber. Um diesem Geliüst leben zu können, würde er Kredit aufnehmen, Land verpfänden, Pferde verkaufen. Nun sind die Indianer aber vor dem Gesetz gleichberechtigte Bürger, und es wäre nach amerikanischer Mentalität kaum möglich, zu beschließen: an Indianer dürfen keine Autos verkauft werden. Wie hat man sich geholfen?

Man hält mit Absicht die Straßen auf diesem 5¼ Millionen Hektar großen Gebiet denkbar schlecht, so daß auch einem fanatischen Autofahrer der Spaß vergeht und Geschwindigkeiten von über 30 Stunden-

Kilometer an dem entschlossenen Widerstand der Autofedern von vornherein scheitern.

So gilt in Wahrheit der Satz: „Autofahren . . . unerwünscht.“

Ein Riesen-Lindwurm brummt vorüber

Am einem hellen November-Abend hatten wir schon früh in einem Tourist Camp Raft gemacht und fuhren nach dem Abendbrot eine Stunde — Rad. Der Besitzer des Weghauses verleiht Fahrräder für 20 Cents die Stunde, und so tritt man hübsch artig, ganz auf der rechten Seite sich haltend, einige Kilometer lang die Pedale. Vielleicht findet man diese Einrichtung deswegen so häufig in den Tourist Camps, damit der Mensch, der doch nun einmal leicht vermessen wird, wenn er Stunde um Stunde alle halbe Minute einen Kilometer hinter sich gebracht hat, und gar zu leicht den Kilometer mißachtet, wieder Respekt vor der Entfernung bekommt. So könnte man es psychologisch-philosophisch ausdeuten. In Wirklichkeit wird wahrscheinlich der physiologische Grund ausschlaggebend sein:

Sieht man und sitzt man nur, dann sehnt man sich nach einiger Zeit, die Beine bewegen zu können.

So fuhren wir durch die kaum mondhelle Nacht und hörten plötzlich ein schweres, dumpfes, bedrohliches Brummen und Brausen. Zwei mächtige Scheinwerfer kamen auf uns zu, die ein Netz von Licht vor sich auf die Straße legten; dahinter war alles dunkel. Wir stiegen ab und hatten dann auf lange Zeit hinaus ein eindrucksvolles Schauspiel: im 60-Kilometer-Tempo fuhren an uns 1180 Kraftwagen vorüber. Sie bedeckten eine Strecke von 100 Kilometer. Es war Amerikas erste, voll motorisierte Division, die uns auf einer Manöverübung passierte. 1180 Fahrzeuge: Luftabwehrgeschütze, geländegängige Kraftwagen, Artillerie, Motorräder, Trainwagen, Aufklärungs- und Gepädwagen, Mannschaftswagen . . . ein endloser Heerwurm. Am Morgen hatten die Soldaten — auch das konnte man von dem lebenswürdigen Presse-Offizier am nächsten Tage erfahren — zum Frühstück 12 000 Äpfel, 24 000 Eier und 560 Pfund Kaffee verbraucht.

Es gibt nur diesen einen

› Matt-Creme ‹

Macht die Haut zart und matt

-.45, -.75, 1.10

Alleiniger Hersteller: ›4711‹ KÖLN

37504



Wie man Kopfschmerzen beseitigt

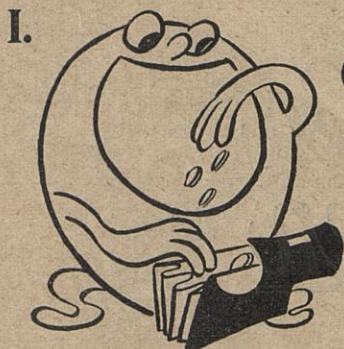
Beim Kopfschmerz wirken Nerven, Blutbeschaffenheit und Blutbewegung zusammen; so kommt es, daß die Ursachen selbst nicht im Kopf zu liegen brauchen. Sie haben es vielleicht auch schon an einem einfachen Fall beobachtet können, welche Zusammenhänge beispielsweise zwischen dem Verdauungssystem und den Kopfschmerzen bestehen. Gerade weil der Kopfschmerz an seinen verzweigten Wurzeln angepackt werden muß, deswegen sind die bekannten Spalt-Tabletten geschaffen worden. Spalt-Tabletten sind ein Kombinationspräparat, das auch die spastischen Ursachen der Kopfschmerzen bekämpft — und zwar in einer dem Körper zusagenden harmlosen Form. Es ist kein Wunder, daß die guten Erfahrungen mit Spalt-Tabletten zu einer sich täglich steigenden Beliebtheit geführt haben. Zu Ihrer Bequemlichkeit wird übrigens jeder Zwanziger-Packung eine kleine Flachdose beigegeben, in der Sie 4 Tabletten für „alle Fälle“ immer in der Tasche bei sich tragen können. Preis: 10 Stück 59 Pf., 20 Stück RM 1.00, 60 Stück RM 2.71.



Millionen Frauen allerwegen mit **Seifix** ihre Böden pflegen!
Seifix-Bohnerwachs und Wachsbeize

Miele
Staubsauger
RM 58.- bis 130.-
Günstige Ratenzahlungen gegen mäßige Zuschläge.
Lieferung durch die Fachgeschäfte.
Mielewerke A.G. Gütersloh/Westf.

Tirolerbraun
durch Tiroler Adler Nuföl
RM. - 50, - 90, 1.20
Otto Klement, Innsbruck-München



Groschengrab

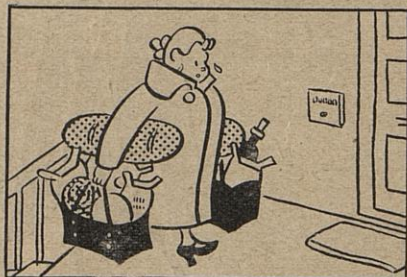
das Ungeheuer!

Best hier seine Abenteuer!

„Groschengrab“ ist der böse Geist vieler Hausfrauen, der ihnen Geld aus der Tasche zieht. Verdorbene und schlecht ausgenutzte Nahrungsmittel sind seine Beute.



1. „Groschengrab“ fühlt sich sehr wohl bei Frau Lene Mengenhol. Denn die gute Lene-Frau Wirtschaftet nicht so genau.



2. Kauft in Massen wahllos ein. Unvernünftiger kanns nicht sein. Schält Kartoffeln fingerdicke Und wirft fort manch gutes Stück.



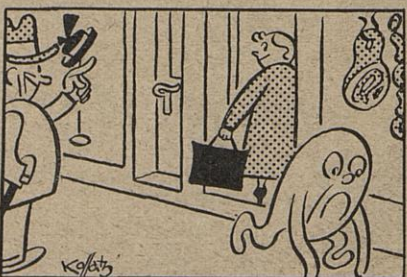
3. Ist im Kochen auch nicht tüchtig Und nimmt Reste nicht so wichtig. So beliefert sie denn stur Mit Erfolg die Müllabfuhr.



4. „Groschengrab“ fühlt sich zu Haus. Denn er lebt in Saub und Braus. Lene-Frau jedoch muß borgen. Mengenhol hat große Sorgen.



5. Schließlich macht er kurz Bericht: „Lene, Weib, so geht das nicht! Du kriegst wen'ger Wirtschaftsgeld Bis Du lochst, daß nichts verfallt!“



6. Kaufe täglich ein und frisch! Bring zuviel nicht auf den Tisch! Alle Reste nütze gut Dann gibst einen neuen Hut.“

Groschengrab merkt: Hier ist's aus, und sucht sich ein neues Haus

Seht, daß es nicht Cures ist, wo das Untier satt sich frist.

Die Schwergewichte der Landstraße

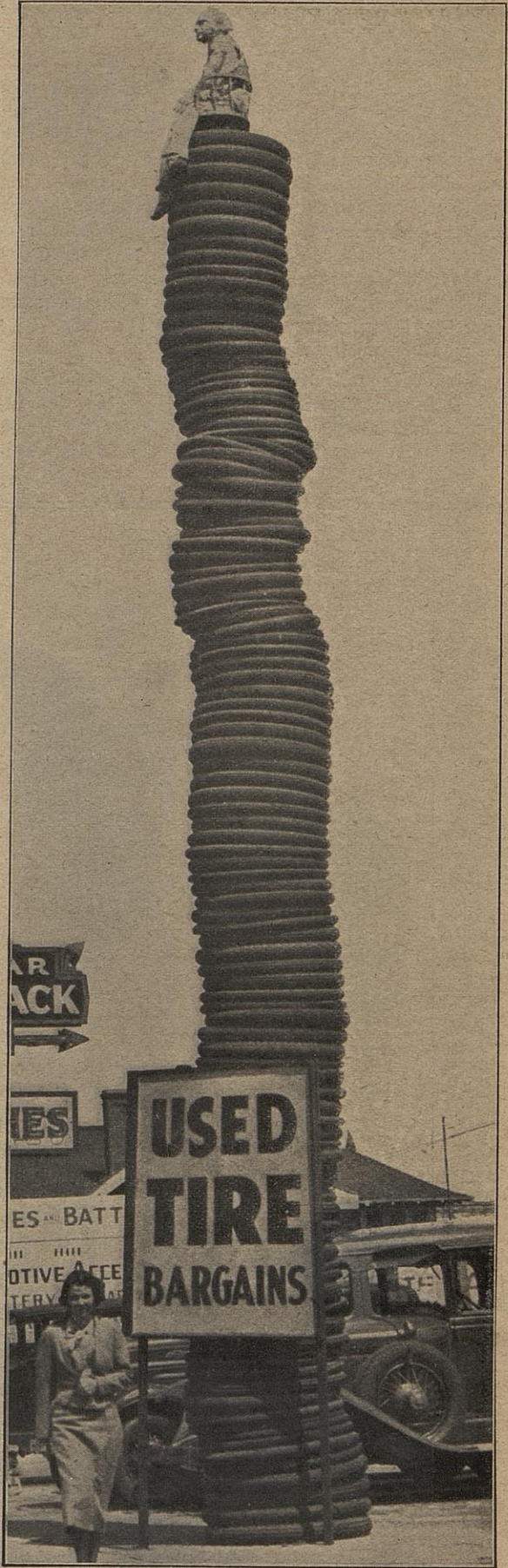
Das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten ist von einem dichten Netz der großen Autobus-Gesellschaften überzogen. Es sind wichtige und gedrungenen Wagen, fast kastenförmig, ohne hervortretenden Kühlerbau, denn der Motor befindet sich am Ende des Wagens. Die Sitze, die ungewöhnlich hoch liegen, befinden sich gewissermaßen im ersten Stock, während im „Parterre“ des Wagens das Gepäck verstaub wird. Die Sitze — sehr bequem gepolstert, das Kopfende häufig auch mit abnehmbaren weißen Leinentüchern bespannt — gewinnen dadurch die Sympathie der Fahrgäste, daß die Neigung des Sitzes mehrfach verstellbar ist: man kann vom aufrechten Sitzen bis zum fast völligen Ausgestrecktsein jonglieren.

So ziehen die Autobusse — Grey-Hounds, „Windhunde“ genannt — tagaus, tagein, mit außerordentlich hoher Durchschnitts-Reisegeschwindigkeit (selten unter 60 Kilometer-Stunden) durch das Land. Es wirkt schon faszinierend, wenn man, im tiefsten Süden plötzlich einen blaugrauen Riesenhund auf sich zukommen sieht und das Richtungsschild liest „Chicago“ oder „New York“ oder „Kansas City“. Sechstausend Kilometer entfernte Ziele, die nach minutiösem Fahrplan erreicht werden. Bei der Schwere und der Geschwindigkeit brauchen die Wagen natürlich eine hübsche Menge Brennstoff. Wenn sie tanken, nehmen sie gleich einen kräftigen Schluck: rund 200 Gallonen oder fast 800 Liter; denn sie brauchen bei dem Tempo, das sie fahren, alle sechs Kilometer eine Gallone.

Die Wagen, die außerordentlich gut gepflegt sind, haben einen ganz unbestreitbaren Vorteil: sie sind ganz erheblich billiger als die großen Züge. So zahlt man von San Franzisko nach New York im Schlafwagen in einem der modernen, luftgekühlten Stromlinien-Züge 125 Dollar, die Grey-Hounds aber kosten nur 40 Dollar und brauchen nur ganz unwesentlich mehr Zeit, um die Strecke von 6000 Kilometer zu bewältigen. Die Schöffüre, die alle sechs Stunden abgelöst werden, sind Elitefahrer. Eine Frage drängt sich auf: Wenn die Autobusse so viel billiger sind, bedeutet das nicht eine Konkurrenz für die Eisenbahn, die ja nur sowieso mühsam mit einem stetig steigenden Fehlbetrag arbeitet? Nein. Denn das Kapital der gesamten Autobus-Linien... ist in Händen der Eisenbahngesellschaften. Aber die Bus-Gesellschaften selbst haben eine unlaute Konkurrenz, weil sie für die wirklich Armen eben doch noch zu teuer sind, in den sogenannten „Wildcat“-Fahrern.

Diese „Wildtaten“ sind Privatunternehmer, die, obwohl ihr Gewerbe verboten ist, durch ein raffiniertes System von Hilfskräften, wie Schuhputzer, Hotelportiers, Zeitungshändler, Frisöre, sich Kunden besorgen. Diese werden dann in eine oft den Sicherheitsvorschriften durchaus nicht gerechtwerdende Limousine verpackt und als eine Gesellschaft von Bekannten und Freunden — für die eventuelle Polizeikontrolle — Meilen um Meilen durch das Land transportiert.

(Weitere Aufsätze folgen.)



Reklamesäule aus gebrauchten Reifen.

Solche Säulen findet man überall als Zeichen eines lukrativen Geschäftes mit Reifen, die zum zweiten, dritten, vierten Male verkauft werden. Fot. Kurt Severin (3)

Die fremde Geliebte

Geschichte einer vergessenen Stunde

von Fred Andreas

Copyright 1938 by Deutscher Verlag, Berlin

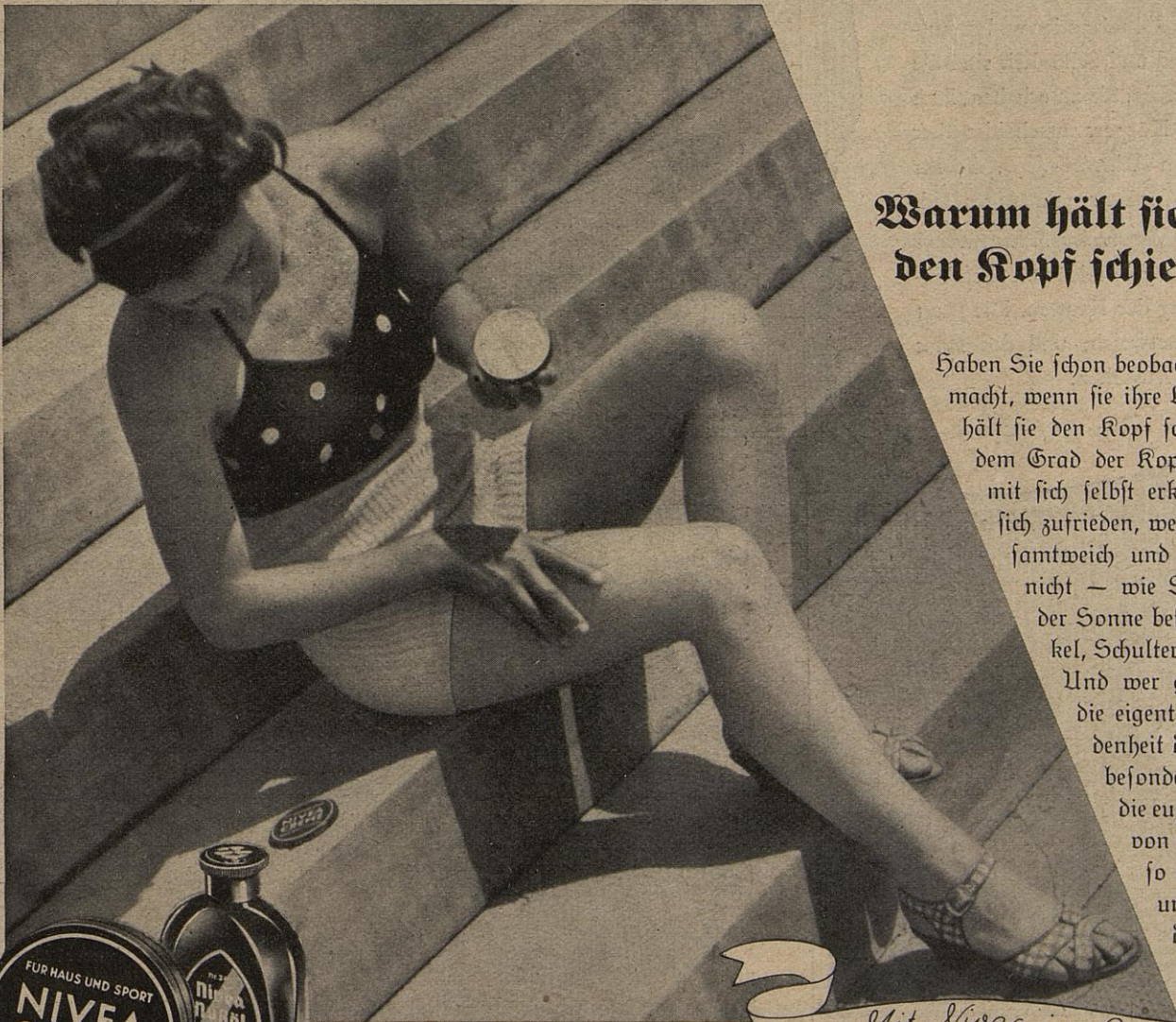
Inhalt des bisher erschienenen Teils:

Professor Anton Langlehner, der Erzähler dieses Erlebnisberichtes, ist ein berühmter Physiker am Livingston-Institut in New York. Wegen seiner wissenschaftlichen Verdienste ernennt ihn, den gebürtigen Grazer, die Oesterreichische Akademie der Wissenschaften zum korrespondierenden Mitglied. Als er zum Dank für diese Ehrung in der Wiener Universität einen Vortrag hält, fallen ihm unter den Zuhörern zwei Frauen auf, Mutter und Tochter. Nach dem Vortrag redet ihn die Mutter an und gratuliert ihm — „weit hast du's gebracht, Toni“, sind ihre Worte. Langlehner kann sich auf diese Freundin von einst nicht besinnen, auch dann nicht, als sie ihren Namen „Maria Bruckner“ nennt. Erst als sie bemerkt, daß sie sich „im Winter aufs achtzehner Jahr“ kannten, wird ihm alles klar: er ist im Februar 1918 am Piave verschüttet worden, hat einen schweren Nervenzusammenbruch erlitten und kann sich an fast kein Erlebnis aus den vorhergehenden Jahren mehr erinnern. Langlehner besucht am Nachmittag Maria und ihre Tochter Hedi,

eine frische und hübsche Fünfzehnjährige, in ihrer Wohnung in der Szonday-Gasse. Hier gesteht ihm Maria, daß sie damals seine Geliebte gewesen sei. Als er unterwegs zur Front war, sei sie ihm nach Innsbruck nachgereist — am Morgen, als er fort mußte, habe er sie, die noch Schlafende, ganz mit Rosenblüten überstreut. Langlehner ist es, als öffne sich ein riesiges Tor. Nun kann er sich auch besinnen, daß er damals in Innsbruck mit einem Kameraden Kordac zusammen war, einem ansehnlichen Mann, der aber wegen der widerlichen Art, in der er mit seinen Frauenerlebnissen zu prohen pflegte, allgemein höchst unbeliebt war. Im Innersten aufgewühlt, kehrt Langlehner in sein Wiener Hotel zurück, dort erwartet ihn Hedi, um ihm ein Geständnis zu machen: es geht ihrer Mutter sehr schlecht, sie weiß nicht, wie sie ihre Schulden abtragen soll. Sofort kehrt Langlehner zu Maria zurück und ringt ihr die Einwilligung ab, daß er ihre Schulden begleichen und ihr einen regelmäßigen Zuschuß zahlen darf. Am nächsten Morgen erhält er einen rührenden Dankbrief von Maria, er faßt den Entschluß, die Geliebte von einst neu zu erobern.

Maria und ich hatten keine bestimmte Verabredung getroffen, aber als ich bis vier Uhr keinen Anruf von ihr hatte und in die Szonday-Gasse ging, ohne sie oder Hedi zu Hause zu finden, war ich doch sehr enttäuscht. Meine Stimmung besserte sich erst, als mir der naheliegende Einfall kam, daß Maria nachmittags Dienst tat und sich gestern bloß um meinetwillen für ein paar Stunden freigemacht hatte.

Berliebt und egoistisch, wie ich war, ließ ich mir jetzt schon an einer nachmittäglichen Plauderstunde nicht mehr genügen. Ich hatte ein bestimmtes Ziel, wollte eine gewisse Wendung erzwingen und sah nicht ein, warum ich erst lange Vorbereitungen treffen und mich mit kleinen Zugeständnissen zufriedengeben sollte, wenn mir doch größere — und schönere — vorschwebten. So ging ich ins Hotel zurück, schrieb Maria einen Brief und fragte an, ob es ihr wohl möglich sei, in naher



Warum hält sie den Kopf schief?

Haben Sie schon beobachtet, daß jede Frau dieselbe Bewegung macht, wenn sie ihre Hand oder ihr Bein betrachtet? Immer hält sie den Kopf schief. Frauenkenner wollen sogar aus dem Grad der Kopfneigung den Grad der Zufriedenheit mit sich selbst erkennen. Auch dieses Mädchen ist mit sich zufrieden, weil es sieht: seine Haut ist schön braun, samtweich und geschmeidig. Es vergißt aber auch nicht — wie Sie sehen — die besonders stark von der Sonne bestrahlten Körperstellen, wie Oberschenkel, Schultern und Nacken, sorgfältig einzucremen. Und wer ganz genau hinschaut, entdeckt sogar die eigentliche und letzte Ursache für die Zufriedenheit dieses Mädchens: es ist eine Creme, die besonders tief in die Haut eindringt, nämlich die euzerithaltige Nivea-Creme. Euzerit wird von der Haut gierig aufgesogen und trägt so die wirksame Nivea-Creme tief in die unteren Hautschichten. So kommt es, daß man durch Nivea eine so auffallend junge und samtglatte Haut bekommt.

Mit Nivea in Luft und Sonne

Nivea-Creme: 12 bis 90 Pfg. Nivea-Öl: 30 Pfg. bis RM 1,10



Reizvoll und anmutig, glücklich und erfolgreich

Wer könnte sich dem Zauber einer liebreizenden und anmut-schönen Frau entziehen! Jugend und Schönheit sind die sichersten Begleiter zu Glück und Erfolg. Sie zu erhalten, liegt in Ihrer Hand. Die Pflege des ganzen Körpers entscheidet über Ihr Aussehen. Verwenden Sie darum *Palmolive-Seife*, die Ihr Gesicht jung und schön erhält, auch für Ihr regelmäßiges Bad.

Diese mit *Oliven- und Palmenölen* hergestellte *Schönheitsseife* dringt tief in die Poren ein, befreit sie gründlich von allen Unreinheiten und regt die Durchblutung der Haut an. Die Haut bleibt zart, geschmeidig und sammetweich, und der Teint behält sein gesundes, jugendfrisches Aussehen.



MEHR ALS SEIFE - EIN SCHÖNHEITSMITTEL

Wenn Ihr Haar seine natürliche Schönheit erhalten soll, pflegen Sie es mit *Palmolive-Shampoo*, das sich für jede Haarfarbe eignet.

Palmolive-Shampoo: Doppelpackung 18 Pfennige

Zeit zwei oder drei Tage Urlaub zu nehmen. Ich wäre gern mit ihr auf den Semmering oder an den Wörther See gefahren...

Der Vorschlag war ein bißchen tollkühn, das verhehlte ich mir nicht; aber was ich nicht sah, war, daß er auch ein bißchen unedelikat war. Ich hatte Geld gegeben und forderte nun eine Entschädigung — so konnte Maria es auslegen, wenn sie empfindlich war. Meine Verliebtheit muß diesen Laktfehler entschuldigen.

Ich sandte den Brief durch einen Hotelpagen zur Firma Markwald und Co. und ging ruhigen Herzens in die Stadt, um in einem Kaffeehaus Zeitungen zu lesen und zu kaufen. Diesmal geriet ich in ein Kaffeehaus am Lueger-Platz. Ich bekam einen Tisch an dem großen Eifenster, das von keiner Gardine verhüllt war und den vollen Blick über den Platz, den Ring und den kahlen Park freigab.

Eine halbe Stunde mochte ich schon so gefessen haben, beschäftigt mit vielen Zeitungen und einem vorzüglichen Kaffee, als mein Blick durch Zufall auf die Straße gelenkt wurde. An der Ecke, auf dem Bürgersteig, stand ein schäbig gekleideter Mann, der meine Aufmerksamkeit dadurch fesselte, daß er mir auf unbestimmte Weise bekannt vorkam. Ich überlegte eine Zeitlang, wo ich ihn gesehen haben könnte, kam aber zu keinem rechten Schluß. Für eine Universitätsbekanntschaft schien er doch allzu ungeistig und verkommen, und den Kreisen der Gräfin Prosky konnte er noch weniger angehört haben. Selbst wenn er in der Zwischenzeit hoffnungslos verarmt sein sollte, fehlte ihm doch die Haltung eines Menschen von geistvoller gesellschaftlicher Gewohnheit. Andererseits war er auch nicht der typische Bettler.

Sein Gesicht war, trotz regelmäßiger Züge, bodenlos häßlich durch die graue, schmierige Blässe der Haut. Es ließ weniger an Hunger denken als an Verkommenheit und Laster. Auch die Schabigkeit seiner Kleidung erweckte in mir weniger die Vorstellung von Armut als von Lieberlichkeit und Gleichgültigkeit. Der Mund des Mannes wirkte unter der schlechten Natur weich und klebrig und willenlos und widerte mich unsagbar an. Wo hatte ich den Menschen schon gesehen?

Ich betrachtete ihn lange, wie er da trippelnd an der Ecke stand, die Vorübergehenden anschaute und sie zu mustern schien. Er hatte den Hut ins Gesicht gezogen, den Kragen seines dünnen Mantels hochgeschlagen und die Hände, bei vorgebeugten Schultern, tief in die Taschen versenkt.

Einmal schien es mir, als sehe er zu mir herein und mache mir mit dem Kopf ein Zeichen; aber ich konnte mich geirrt haben. Wenn nicht, so war er einfach einer jener Händler, die flüsternd Postkarten mit gewagten Fotografien an neugierige Fremde verkaufen.

Ein interessanter Zeitungsartikel lenkte mich schließlich ganz von dem widerwärtigen Kerl ab, und ich vergaß ihn. Als ich aber eine Viertelstunde später aus dem Kaffeehaus trat und um die Straßenecke bog, stand er plötzlich neben mir und murmelte fragend ein paar Worte, die nicht wie Bettlerphrasen klangen. Was er sagte, konnte ich nicht genau verstehen, es klang mir jedoch wie eine Aufzählung.

Ich blieb stehen. „Was wollen Sie?“ fragte ich streng.

„Pulver...“, flüsterte er mit einem Grinsen, das einen häßlichen dünnen Schaum auf seine Lippen brachte. „Sie wissen schon, mein Herr... gute Ware, billig...“

„Pulver?“ fragte ich. „Kokain?“

Er nickte hoffnungsvoll und wühlte in seiner rechten Manteltasche. „Gehn Sie voraus“, flüsterte er, „zehn Schilling das Päckchen... ich kann Ihnen fünf geben...“

Ich war entriistet. „Gehn Sie zum Teufel“, sagte ich barsch, oder ich ruf den Wachmann...“ Augenblicklich machte er kehrt und verschwand im Menschengewühl.

Vorläufig sah ich ihn nicht wieder, aber eben weil er mir später unter so besonderen Umständen zum zweiten Male begegnete — in seiner eigenen Wohnung sogar —, mußte ich mein erstes Zusammentreffen mit ihm so ausführlich schildern. Als ich ihn jetzt aus den Augen verloren hatte, glaubte ich nicht mehr, ihn schon einmal gesehen oder gar gekannt zu haben.

Ich kehrte zu Fuß ins Hotel zurück, fand dort keine Nachricht von Maria und unternahm einen neuen Schaufensterbummel durch die innere Stadt. Unterwegs besorgte ich mir in einem Billettbüro — nicht bei Markwald — eine Karte fürs Burgtheater.

Der Abend war schön und interessant, ich traf noch ein paar Kollegen von der Universität und trank ein Glas Wein mit ihnen, dann wanderte ich, es war fast ein Uhr nachts, ins Hotel zurück. Diesmal war ein Brief für mich da.

Maria schrieb, sie habe sich sehr über meine Einladung gefreut, und der Gedanke, ein paar Tage in den winterlichen Bergen zu verleben, sei beinahe zu schön, um wahr zu sein. Fast habe sie sich nicht getraut, ihren Chef um Urlaub zu bitten. Da sie ihn bei guter Laune gefunden, habe sie es schließlich doch gewagt, und er sei einverstanden gewesen. Sie schrieb ferner, daß sie sich ab neun Uhr morgens bereithalten werde, und daß ich, falls ich Sedi durch einen Zufall sehen sollte, ihr nicht sagen dürfe, daß wir gemeinsam reisten. Sie habe dem Kind erzählt, sie sei von einer Freundin in Graz eingeladen worden.

Erfreut setzte ich mich sogleich mit dem Portier in Verbindung und bat ihn, mir eine gute Limousine mit Schneeketten für zwei bis drei Tage zu besorgen. Den internationalen Führerschein, so versicherte mir der Portier, würde ich ohne weiteres bekommen, wenn ich auf der Polizei meine New-Yorker Fahrlizenz vorlegte. Ich bestellte den Wagen für acht Uhr.

VII.

Wie ich schon sagte, hatte ich viel von dieser kleinen Winterreise erhofft, aber sie wurde in dem entscheidenden Punkte eine Enttäuschung für mich, wiewohl ich sie, aufs Ganze gerechnet, zu den schönsten Erlebnissen zähle. Nein, Maria wurde nicht zum zweiten Male meine Geliebte. Heute weiß ich, warum sie sich mir versagte, versagen mußte — aber damals, an jenem Abend im Helios-Sanatorium, war es recht schmerzhaft. Komischerweise sind wir Männer ja immer dann empfindlich und wehleidig, wenn unsere Eitelkeit verletzt wird. Ich hatte mir eingebildet, so nahe am Ziele zu sein, und dann... ich war halt gekränkt, warum soll ich es leugnen?

Mittags kamen wir auf dem Semmering an. Es lag schöner hoher Schnee, und die Sonne schien. Die Menschheit bewegte sich auf Skibrettern fort, einem Gerät übrigens, das ich persönlich seit meiner zweijährigen Polarexpedition nicht mehr sehen kann. Ich dachte an eine neuntägige Wanderung auf dem 87. Breitengrad, als wir uns von MacBearnes Hauptexpedition verirrt hatten, und die ganze weiße Hölle stieg wieder vor mir auf. Ich sah aber, daß Maria die Skiläufer mit einer Art von sehnsüchtigem Neid betrachtete, und wollte ihr das Vergnügen, das sie etwa an diesem Sport empfand, nicht vergällen. Darum schwieg ich von

meinen unerfreulichen Erfahrungen. Alle größeren Hotels waren besetzt, doch wies uns ein Hausdiener zum Helios-Sanatorium, wo wir zwei hübsche Zimmer bekamen und in jeder Hinsicht gut aufgehoben waren. Der Chefarzt benahm sich, obwohl wir doch ganz gewöhnliche gesunde Passanten waren, überaus liebenswürdig und bot uns, wenn wir schon von seinen Heilkünsten keinen Gebrauch machen wollten, wenigstens die Liegeterrasse zur Benutzung an. In Decken und Pelze verpackt, konnte man da in Luft und Sonne liegen, so lange man wollte.

Ich war sehr erstaunt, als Maria gleich begeistert annahm und die Schwester bat, uns oder wenigstens ihr einen Platz auf der Terrasse freizuhalten.

„Möchtest du nicht lieber Skilaufen?“ fragte ich. „Man bekommt hier Bretter zu mieten, und Skihosen gibt's unten, in dem großen Sportgeschäft...“

„Ach nein“, meinte sie verlegen, „ich lauf' nicht mehr Ski, schon seit Jahren nicht, ich hab' doch ein nervöses Herz. Ich möcht' lieber liegen, wenn es dir recht ist, Toni... Aber laß dich nicht hindern, wenn du...“

„Nein, nein“, unterbrach ich sie, „ich bleib' natürlich bei dir.“

Wir aßen inmitten einer internationalen Menge von wirklichen oder eingebildeten Kranken ein ausgezeichnetes Mittagessen, dann gingen wir zur Terrasse, fanden unsere Stühle und streckten uns aus. Eine Schwester hüllte uns bis zu den Nasenspitzen in Decken ein. Wider Erwarten blieben wir ganz ungestört, es kamen höchstens sechs oder acht Patienten zur Liegekur, und die kannten sich naturgemäß untereinander und sonderten sich von uns ab.

Ich muß gestehen, wie wir so lagen, machten wir schwerlich den Eindruck eines Liebespaares, und ich hatte die Vorstellung, daß wir uns, wenn wir nachher aufstünden, als ausgewachsene Patienten fühlen, unsere „Symptome“ austauschen und vielleicht noch den freundlichen Chefarzt konsultieren würden. Es war eben doch kein Hotel, sondern ein Sanatorium, und die ganze Atmosphäre war von Schauern eines unbestimmten Krankseins durchweht. Was mich aber an Marias Vorliebe für Liegestühle noch mehr störte, war, daß uns die horizontale Lage und das hilflose Eingewickeltsein so alt machte. Gewiß, wir waren beide reichlich erwachsen, aber schließlich brauchten wir uns nicht zu den

Greisen zu rechnen. Gerade von Maria, einer Frau in den Dreißig, hätte ich eine gewisse Anstrengung in der Richtung aufs Jugendliche erwartet; irgendwie hätte mich das mitgerissen, und wir hätten uns wahrscheinlich wirklich jung gefühlt. Statt dessen lagen wir hier wie ein altes Ehepaar, dessen höchstes Glück Schweigen, Ruhe und Schlaf ist. Wirklich, es schien mir nicht richtig, ich nahm es ihr ein bißchen übel.

„Schläfst du?“ fragte sie nach einer Weile. „Nein“, entgegnete ich bödig und schwieg. Maria befreite ihren rechten Arm aus den Decken und griff nach meiner Hand. „Sei nicht böse“, bat sie, „... ich hab' dir ja gleich gesagt, daß ich eine alte Frau bin... und krank dazu. Vielleicht hätt' ich wirklich nicht mitkommen sollen...“

Sie sprach so traurig und mit einem so rührenden Schuldbewußtsein, daß ich mir ganz schlecht vorkam und sie eine Viertelstunde lang mit besonders netten Worten tröstete und ihr die Gedanken an Alter und Krankheit auszureden versuchte.

Allmählich, da sie jetzt schon das drittemal von ihrem Herzen gesprochen hatte, machte ich mir doch Sorgen. „Was fehlt dir eigentlich, Maria?“ fragte ich. „Wenn es nur ein nervöses Herz ist, das haben doch Hunderttausende und sind kreuzfidel dabei. Man schont sich ein bißchen...“

„Das tue ich ja, wie du siehst.“ Sie lächelte mich an und streichelte wieder meine Hand. „Ich sag' ja nicht, daß es schlimm ist“, fuhr sie nach einer Weile fort, „es ist bloß nicht so gut, wie es vor langen Jahren war, als wir uns kannten. Es nützt doch nichts, Toni, ich bin keine Geliebte mehr, und ich schäm' mich halt, wenn du versuchst, alles wieder so zu sehen, wie es war. Wir sind vernünftig, gelt?“

Vielleicht wäre ich es gewesen, wenn sie nicht so bezaubernd dabei gelächelt hätte. So glaubte ich ihr einfach nicht und dachte, sie ziere sich nur.

„Gar nichts bin ich“, entgegnete ich also scherzend, „ich versprech' dir nichts. Will doch mal sehen, ob wir die paar Jahre nicht unterkriegen...“ In diesem Augenblick wurde ein Liegestuhl neben uns besetzt, und wir mußten das Gespräch abbrechen.

Nicht lange danach stand Maria auf, um sich „zurechtzumachen“, und ging in ihr Zimmer. Ich war jetzt fest entschlossen, den schönen Tag nicht zu vertrauern.

Eine Spazierfahrt in den Wald konnte uns nur gut tun. So holte ich den Wagen aus der Garage, tankte und teilte Maria meinen Vorschlag mit. Sie war so gleich einverstanden und schien sich überhaupt in der letzten Viertelstunde sehr zu ihrem Vorteil verändert zu haben; sie hatte plötzlich frische Farben und glänzende Augen und sprach frischer und munterer als je.

Wir fuhren geradenwegs durch die Berge, auf schmalen, tiefverschneiten Waldstraßen nach Mariazell, das ich immer für einen der schönsten Orte meines Vaterlands gehalten habe. Die Sonne verließ uns zwar nach kurzer Zeit, aber selbst dann noch hatte die winterliche Berglandschaft ihren ganzen Zauber und jenes große, erschütternde Schweigen, das die Menschheit seit Jahrtausenden in die Berge treibt und freier atmen läßt.

Einmal, als wir auf einer kleinen Pflanzhöhe hielten, um die schöne Fernsicht zu genießen, lehnte Maria sich wie überwältigt gegen meine Schulter. Dies schien mir der Augenblick, alle ihre Strupel zu zerstreuen. Ich legte den Arm um sie, zog sie noch fester an mich und küßte sie lange auf den Mund. Sie wehrte sich nicht, im Gegenteil, sie preßte ihre Lippen wie unter einem Glücksschauer gegen die meinen, und ich hatte ganz deutlich das Bewußtsein, es sei nun wieder alles wie damals. Mir war, als sei ihre hingebende Zärtlichkeit eine schöne und wohlige Wiederholung jener Liebkosungen von einst, die meine Erinnerung nur gefühlt und nicht gewußt hatte.

Als ich Maria freigab, sagte sie mit einem kleinen, verschämten, etwas atemlosen Lächeln: „Weißt, Toni... manchmal glaub' ich doch, ich bin dumm und mach' alles falsch...“

„Natürlich bist du dumm und machst alles falsch“, bestätigte ich schmunzelnd. „Wirklich, Maria, warum hast du dich so gewehrt gegen ein bißchen Glückseligkeit?“

„Ich weiß nicht. Ich hab' gedacht, es kann doch nie wieder so werden, wie's gewesen ist.“

„Warum nicht?“

„Weiß nicht. Es war halt so ein Gefühl. Ich hab's nicht zu glauben gewagt.“

„Aber jetzt?“

Sie antwortete nicht mehr, doch die Zärtlichkeit, mit der sie ihren Kopf gegen meine Schulter lehnte, sagte mir mehr als Worte.

EINE ENTSCHULDIGUNG, DIE KEINE FRAU GELTEN LÄSST

1

VERSTEHE DOCH ENDLICH! ICH KANN MICH WIRKLICH NICHT SO OFT RASIEREN; MEINE HAUT VERTRÄGT DAS EBEN NICHT!

DAS IST KEINE ENTSCHULDIGUNG! FRÜHER BIST DU NIE SO MIT MIR AUSGEGANGEN. WARUM GING ES DENN DA?

2

AM NÄCHSTEN TAG

DAS RASIEREN WIRD MIR VON TAG ZU TAG MEHR ZUR QUAL. ABER MEINE FRAU WILL UND WILL DAS NICHT EINSEHEN!

VERSUCHEN SIE DOCH EINMAL PALMOLIVE-RASIERSEIFE. DURCH IHREN FEINBLASIGEN SCHAUM WIRD DAS RASIEREN LEICHTER UND GRÜNDLICHER. OHNE DIE HAUT ANZUGREIFEN, HÄLT DIE PALMOLIVE-RASUR LÄNGER VOR.

3

Es liegt am Schaum...

GROBE BLASEN STOPPELN
FEINE BLASEN GLATT RASIEREN

Grobblasiger Schaum kann den Fettfilm der Haut nicht beseitigen, also auch nicht zu der Stelle vordringen, wo das Messer ansetzen muß. Da seine Blasen hauptsächlich Luft und wenig Wasser enthalten, werden die Barthaare nur teilweise erweicht.

Der Palmolive-Schaum ist so feinblasig, daß er den Fettfilm beseitigt und bis zu der Stelle vordringt, wo das Messer arbeiten muß. Er erweicht die Barthaare rasch und gründlich, weil seine Blasen wenig Luft, aber um so mehr Wasser enthalten.

4

ALS SIE WIEDER AUSGINGEN

JETZT SIEHST DU ENDLICH WIEDER NETT UND GEPFLEGT AUS, UND ICH HABE KEINEN GRUND MEHR, MICH ZU BEKLAGEN.

SO WIRD ES IMMER BLEIBEN, DENN IN PALMOLIVE HABE ICH ENDLICH DIE RASIERSEIFE GEFUNDEN, DIE MIR EIN SAUBERES RASIEREN ERMÖGLICHT UND MEINE HAUT SCHONT.

GELTEN L'ASST

Wenn Sie daran denken, daß das Rasieren zu den täglichen Notwendigkeiten gehört, dann lohnt sich die Überlegung, wie man es sich so leicht und bequem wie möglich machen kann. Die hervorragenden Eigenschaften der Palmolive-Rasierseife machen Ihnen die Entscheidung nicht schwer. Wie Sie aus Bild 3 ersehen, ist der Palmolive-Schaum so feinblasig, daß er die Barthaare vollkommen einhüllt. Der Erfolg ist: Rascheres Erweichen des Bartes, leichteres, gründlicheres Rasieren und somit längeres Vorhalten der Rasur.

Da Palmolive-Rasierseife mit Olivenöl hergestellt ist, pflegt sie auch gleichzeitig die Haut: Die Palmolive-Rasur hinterläßt kein Brennen oder Spannen der Haut nach dem Rasieren.

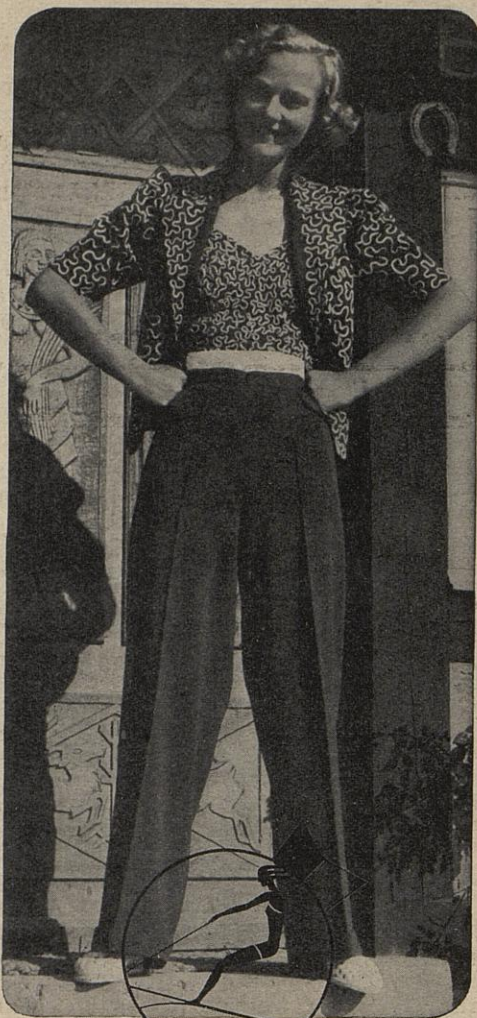
Die Palmolive-Rasur ist sehr billig. Sie kostet kaum einen halben Pfennig, weil eine einzige Stange vier Monate und länger reicht.



PALMOLIVE-RASIERSEIFE

HERGESTELLT MIT OLIVENÖL

MIT FORMA INS FREIE



Schicker Forma - schöner Tag!

Mit einem Forma - Strandanzug zieht

man die gute Sommerlaune an. Wie

sorglos, frei und ungezwungen man

sich darin bewegen kann. Die flotte,

schicke Jacke trägt manche Frau zu

manchem Kleid. - Mit Vorliebe!

Prospekte und Bezugsquellen-Nachweis durch
Forma-Fabrik Eugen Doertenbach, Köln, Abt. 5

Forma

BRIEFMARKEN
WALT.BEHRENS-BRAUNSCHWEIG-POSTF.
Werbeschriften kollektivfrei

Männer erhalten wichtige Broschüre gegen sex.
Neurasthenie diskret u. kostenl. von SCHULTE & CO.,
Komm.-Ges., Frankfurt a.M., Schließfach Nr. 35

HÜHNERAUGEN



Hornhaut
Schwielen
beseitigt man
rasch u. einfach
mit



Dr. Scholl's Zino-Pads

nach Dr. W. M. Scholl, amerikanischer Arzt und Orthopäde
Erhältlich in Drogerien, Apotheken und Sanitätsgeschäften
Benutzen Sie Dr. Scholl's Badesalz für Voll- und Fußbad



1/2 Pfennig für das unbezahlbare Gefühl körperlicher Frische

Wie wichtig körperliche Hygiene ist, weiß heute jede Frau. Bedarf es überhaupt noch einer Überlegung, ob eine Ausgabe von 1/2 Pfennig gerechtfertigt ist, um sich dieses Gefühl zu verschaffen? Das bekannte antiseptische Mittel „Punkt-Seif“ ist so ergiebig, daß es je nach Häufigkeit der intimen Körperpflege 1-3 Monate reicht. Sowohl zur Beseitigung des Schweißgeruchs und seiner Ursachen als auch für die intime Körperpflege der Frau ist „Punkt-Seif“ ein ebenso bequemes wie wirksames Mittel. Vereinfachen Sie Ihre Hygiene durch das Antiseptikum in Seifenform „Punkt-Seif“. 47 Pfg. in allen einschlägigen Geschäften zu haben

Serienzeit

Wohin die Reise auch führt, drei Dinge dürfen niemals fehlen:

- Vasenol** - Körper-Puder, der die Haut gesund und widerstandsfähig erhält und die Leistungsfähigkeit steigert;
- Vasenol** - Creme, die vor Sonnenbrand schützt und die Hautbräunung fördert;
- Vasenol** - Sonnenbrand-Puder, der bei Sonnenbrand kühlt, lindert und die Heilung beschleunigt.

„Ich möcht' noch eins wissen, Maria“, bat ich. „Bist du wirklich allein? Ich mein... es gibt keinen Mann, dem ich im Weg stehe, wenn ich...“

„Es gibt keinen!“ unterbrach sie mich energisch. „Ich schwör' dir, es gibt keinen... sonst wär' ich doch nicht mitgekommen.“

Endlich war ich beruhigt. Maria war also tatsächlich nur „dumm“, wie sie das so hübsch genannt hatte. Niemand als ich allein hatte ein Anrecht auf sie. Wieder küßte ich sie, und wieder überließ sie sich mir mit jener Geste von glücklicher Hingabe, ein wenig leidenschaftlicher schon und ganz Frau.

„Seit' nacht komm ich zu dir“, sagte ich flüsternd.

Sie schloß die Augen. „Ich hab'... Angst. Nicht vor dir, Toni... vor mir selber...“

„Unfinn“, beruhigte ich sie und streichelte ihre Hände.

Nun schien alles klar zu sein zwischen uns. Ich setzte den Wagen wieder in Bewegung und fuhr nach Mariazell weiter.

Während wir unten im Ort Tee tranken und uns an dem alten steinernen Bauernofen des Gasthauses wärmten, sprachen wir wieder von Innsbruck. Diesmal war es Maria, die davon begann — und ganz aus sich selber. Es war nichts Wesentliches, was sie so meiner Erinnerung zurückgab, nur kleine Einzelheiten, winzige Geschehnisse; aber eins ans andere gereiht, zauberte wieder die Stimmung jener Nacht hervor, und jedes kleine Wiedererkennen, jede Vereinerung meines Erinnerens beglückte mich und festigte mein Selbstgefühl. Nach einer halben Stunde war der letzte Schleier von der Abschiedsnacht gefallen, es gab nichts Geheimnisvolles mehr, ich brauchte nicht mehr das beschämende Gefühl zu haben, blödsinnig und unwissend dazustehen, mit einer dumpfen und gestaltlosen Erinnerung, während sie mich durch Wissen beschämte. Selbst der Vorgang, wie sie meinem Gedächtnis zu Hilfe kam, war reizvoll und hatte nichts Peinliches mehr für mich.

So wußte Maria zum Beispiel, daß ich damals mit einem andern mein Hotelzimmer geteilt hatte und daß ich, als ich ihr Telegramm erhielt, den Kameraden verlassen und ein neues Doppelzimmer — für sie und mich — genommen hatte. Als ich ihr den Namen Rordac nannte, bestätigte sie sogleich, ja, so oder so ähnlich habe er geheißen, ich hätte ihn ihr unten in der Halle vorgestellt, und er sei ihr gleich unsympathisch gewesen, weil er so gegrinst habe.

Sie schilderte mir dann, wie wir auf dem Zimmer genachtmahl hatten, und während ich nur vom Terlaner Wein wußte, waren in ihrem Gedächtnis sogar die Schöberlsuppe und der Gansbraten haften geblieben. Wir lachten jetzt herzlich, während wir gegenseitig unsere Erinnerung auffrischten.

Plötzlich, nach einem Augenblick des Schweigens, sagte ich: „Die Spitze von deinem Nachthemd hab' ich noch lange bei mir gehabt... im Graben.“

„Das weißt du auch noch?“ rief sie ungläubig.

Tatsächlich war es mir eben erst, in diesem Augenblick, eingefallen, daß ich mit meinem Ring in dem Spizeneinsatz ihres Nachthemds hängengeblieben war und dabei ein Stück abgerissen hatte, das ich dann zu Uhr und Brieftasche auf den Tisch gelegt hatte, um es als Andenken zu behalten. Nach meiner Verschüttung mußte es mir in irgendeinem Lazarett abhanden gekommen sein.

Solche und ähnliche Einzelheiten tauschten wir aus und waren lustig dabei und von beschwingter Verliebtheit. Ich glaube, der alten Wirtin, die am Schanktisch hantierte, müssen wir albern und kindisch erschienen sein.

Es war inzwischen fast dunkel geworden, ohne das wir's gemerkt hatten. So brachen wir ziemlich hastig auf und fuhr nach dem Semmering zurück. Unterwegs sagte Maria einmal unvermittelt: „Du bist so gut zu mir, Toni... du hast soviel für mich und Hedi getan, daß ich mich tränk', weil ich es nie und durch nichts gutmachen kann...“

„Laß das doch“, bat ich. Es war mir gerade jetzt nicht angenehm, von Hedi zu hören. Der Gedanke, daß meine Geliebte eine schon fast erwachsene Tochter hatte, störte mich, so gut ich das Mädchen Hedi sonst leiden mochte.

Aber ungerührt, als ob sie nichts dergleichen empfinden, sprach Maria weiter. Sie erzählte von den neuen Möbelstücken, die sie nun hatte anschaffen können, von Hedis Garderobe und Schulgeld, von Hedis Zimmer, das nun endlich neu tapeziert werden könne, „damit das Kind auch eine Freud' hat, wenn sie ihre Schulaufgaben arbeitet“, und dergleichen mehr.

„Laß doch!“ bat ich noch einmal. „Das Ganze ist wirklich nicht der Rede wert. Ich freu mich selber, daß ich dir aus dem Größten hab' helfen können und daß ihr's nun ein bißel besser hab'... aber mehr wollen wir davon nicht reden, nein?“

Sie lächelte und streichelte leicht meine rechte Hand, die auf dem Steuerrad lag.

Es war schon ziemlich spät, als wir wieder im Sanatorium anlangten. Wir aßen mit zwei oder drei Nachzügeln in dem fast leeren und nur halb erleuchteten Speisesaal zu Abend, dann gingen wir getrennt in unsere Zimmer. Was wir für später verabredet hatten, wurde nicht mehr mit Worten erwähnt, aber wir vergaßen es keinen Augenblick und besiegelten es durch ein stummes Anschauen, als wir uns im Flur trennten.

Und dann, eine Stunde später, geschah das, was ich schon erzählt habe. Ich stand vor Marias verschlossener Tür und fand keinen Einlaß. Auf mein Klopfen, meine halbblauten Beschwörungen antwortete sie nicht. Zuerst schien es mir geradezu, als sei sie nicht im Zimmer, trotz des Lichtscheins unter der Tür und trotz des gesperrten Schlosses. Aber dann, als ich zu sprechen begann, gab es keinen Zweifel mehr. Maria bezeugte ihre Anwesenheit auf eine erschütternde, ja unheimliche Art: sie antwortete mir nicht, aber sie weinte. Noch heute habe ich dieses traurige Schluchzen im Ohr, es verfolgt mich manchmal bis in meine Träume.

Damals allerdings, als ich noch nicht wußte, warum Maria weinte, bedeuteten mir ihre Tränen nur Aerger und Enttäuschung. Ich hielt sie für hysterisch und war ein bißchen gekränkt, ein bißchen sehr sogar. Es änderte an meiner Liebe nichts, aber ich freundete mich doch eilig mit dem Oberkellner an, der gerade seinen Dienst beendete, und wir tranken Whisky und erzählten uns von New York, wo er früher gearbeitet hatte.

Als ich am nächsten Morgen beim Frühstück wieder mit Maria zusammentraf, streckte sie mir die Hand hin und sagte ernst, aber herzlich: „Verzeih' mir, Toni, ich... es ist über meine Kraft gegangen...“

„Nichts zu verzeihen“, erwiderte ich freundlich. „Es war mein Fehler, ich hab' dich zu sehr gedrängt. Ich hatt' wissen müssen, daß du nach all den Jahren mehr Zeit brauchst. Später einmal...“

„Ja... später“, sagte sie.

Von da an waren wir gute Freunde. Ich liebte Maria, und sie brauchte Zeit. Vielleicht war es wirklich meine Schuld gewesen, ich war nun einmal kein

Frauenkennner und zur Kunst der Verführung wenig begabt.

Am dritten Tag fuhren wir nach Wien zurück.

VIII.

Es war Freitag, als wir heimkehrten. Für den Samstag und den Sonntag hatte ich ein paar Einladungen, von denen mich eine sogar nach außerhalb führte, und da ich Maria davon erzählt hatte, waren wir so verblieben, daß wir erst für den Montag ein neues Zusammensein verabreden wollten. Maria hatte aber, wie mir der Hotelportier versicherte, am Sonntag nicht angerufen.

So blieb mir nichts übrig, als am Montagmorgen zu versuchen, sie im Geschäft, bei Markwald, zu erreichen. Selbstamerweise wurde mir die Auskunft gegeben, Frau Brudner sei krank, sie fehle bereits seit Mittwoch.

Erschrocken hängte ich den Hörer ein. Von Mittwoch bis Freitag war ich mit Maria verreist gewesen. Aber wie so war sie am Samstag krank geworden, da ich sie doch bei bester Gesundheit verlassen hatte? Und warum hatte sie mir nicht durch Hedi Nachricht geschickt?

Beforgt, ob die Kranke auch in guter ärztlicher Pflege sei, machte ich mich nach der Szonday-Gasse auf den Weg. Ich war kaum zwanzig Schritte gegangen, da stürzte mir ein Hotelpage nach und streckte mir einen offenen Zettel hin, den ein alter Mann, wie er sagte, in diesem Augenblick gebracht hatte.

Die Nachricht war von Hedi, in großer Eile hingekritzelt auf ein Stück Papier: „Die Mammusch wird gerade operiert, bitte kommen Sie gleich zum Restaurant Häbl, IX, Sensengasse 14. Ich warte hier, bis ich gerufen werde. Habe große Angst. Hedi.“

So lautete der Text, ich weiß ihn heute noch auswendig.

Ich rief eine Taxe an: „Sensengasse 14!“

Sensengasse! Ach, ich kannte die Straße am Allgemeinen Krankenhaus, die Straße mit dem Namen, der gleich an Tod und Hippe denken ließ. Die kurze Fahrt ging mir nicht schnell genug; meine Gedanken jagten durcheinander. Von einer Operation hatte Hedi geschrieben, aber ich konnte mir nichts darunter vorstellen. Das einzige, worüber Maria geklagt hatte, war ein „nervöses Herz“, und das konnte ja nicht operiert werden.

Hatte sie vielleicht am Samstagmorgen, als sie zum Dienst ging, einen Unfall erlitten? Aber warum hatte mich dann niemand benachrichtigt? Hedi, die so vernünftig gewesen war, daß sie mir sogar die Geldsorgen ihrer Mutter preisgegeben hatte... Ich konnte es nicht verstehen.

Endlich hielt der Wagen, ich stieg aus und zahlte. Häbels Restaurant war fast leer; nur zwei Tische waren besetzt. An dem einen saßen zwei Frauen mit rotgezeichneten Augen vor einem einzigen Glas Tee, an dem

andern Hedi, beide Hände um einen kleinen Becher Wein gepreßt.

Sie stand nicht auf, als sie mich kommen sah, sondern starrte mich nur mit dem rührenden, stummen Blick eines gepeinigten Kindes an. Sie war sehr blaß, und es zuckte um ihren Mund, als sie mich anzulächeln versuchte.

„Hedi!“ sagte ich bestürzt, während ich ihre kleinen kalten Hände nahm, „erzählen Sie doch! Warum haben Sie mich nicht am Samstag schon angerufen?“

Sie schüttelte den Kopf. „Am Samstag? Da war doch die Mammusch daheim... sie ist erst heute ins Krankenhaus gegangen.“

„Aber was fehlt ihr denn?“ fragte ich drängend, „wie so wird sie denn operiert? Ist es der Blinddarm?“

„Nein“, sagte Hedi, „das Herz. Die Mammusch hat lang gewünscht, daß sie diese Operation vor sich hatte... aber erst heute ist sie gegangen...“

Das Herz! Ich konnte es nicht verstehen. Am Herzen wird man doch nicht operiert!

Doch Hedi wußte es nicht anders: die Mammusch hatte seit zwei Jahren ein schweres Herzleiden, und nun lag sie auf dem Operationstisch. Warum Maria sich mir nicht anvertraut hatte, konnte Hedi nicht sagen. Die Mammusch hatte gestern, am Sonntag, eine Menge Briefe geschrieben, aber nicht abgeschickt. Vielleicht war einer für mich dabei. (3. Fortsetzung folgt.)

Ich bin Dein Freund,
ich zeige Dir die Welt
farbgenau, blendungsfrei u.
wohltuend für Dein Auge.
NEOPHAN - Blendschutzglas
Auch geschliffen für Brillenträger, jeder Optiker beratbar.
Auer-Gesellschaft A. G., Berlin N 65, Werbeschrift 100

Nikotin vergiftet den Körper! Mit Genuß u. ohne gesundheitl. Schaden raucht man Viele glänzt. Dankschreiben. Prosp. fr. Ernst Ueck, Schlawa / J i. Pom. **Uecks-Aroma-Tabak**

So hoch springt er vor lauter Freude über den günstigen Kamerakauf beim **PHOTO-PORST** Nürnberg-O N.W. 2
Verlangen auch Sie sofort kostenlos Gelegenheitsliste und neuen 244 seitigen Photo-Katalog S 2 von der Welt größtem Photo-Haus.

Künstl. Zähne ohne Bürste schnell sauber
durch das unschädliche **Kukident**

SCHLUMMERENDE KRÄFTE WECKEN!
Kola DALLMANN
macht Müde mobil



Für jedes Haar:
SCHWARZKOPF-SCHAUMPON
„Veilchen“ Beutel 18 Pf.
SCHWARZKOPF-EXTRA-MILD
Btl. 25 Pf., Flüssig von 50 Pf. an

Für blondes Haar:
SCHWARZKOPF-SCHAUMPON
„Kamille“ Beutel 18 Pf.
SCHWARZKOPF EXTRA-BLOND
Btl. 25 Pf., Flüssig von 50 Pf. an

Für dunkles Haar:
SCHWARZKOPF-SCHAUMPON
„Nadelholztee“ Beutel 18 Pf.
SCHWARZKOPF-EXTRA-MILD
Btl. 25 Pf., Flüssig von 50 Pf. an

Zur individuellen Behandlung von sprödem und fettendem Haar:
SCHWARZKOPF-EXTRA-ZART
mit Kräuterbad, Beutel 30 Pf.

Im Frisier-Salon:
Haarwäsche mit ONALKALI
seifenfrei und nicht-alkalisch

„Gestern abend hat man Dich wieder bewundert-

vor allem Dein Haar!“ „Ich bin auch stolz darauf! Ich habe nicht umsonst stets Wert auf seine besondere Pflege gelegt. Da macht man im Laufe der Zeit seine Erfahrungen, und wenn ich Dir raten darf: nimm für Dein Haar gleich das Richtige! Nimm SCHWARZKOPF!“

Schwarzkopf-Haarpflege ist die „vollkommene Haarpflege“: altbewährt und dabei stets auf der Höhe letzter wissenschaftlicher Forschungen. Das Haar bleibt nicht-alkalisch und kalkseifenfrei. Straffheit, leuchtender Glanz und gut sitzende Frisur sind die Zeichen gesunden, mit „Schwarzkopf“ gepflegten Haares.

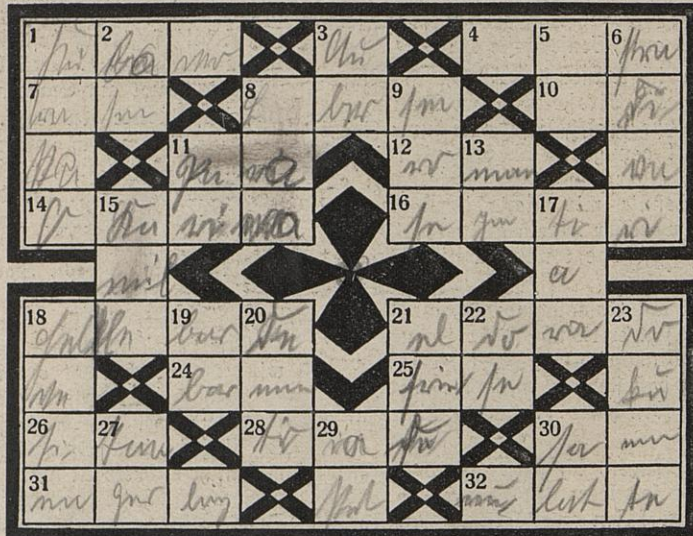


SCHWARZKOPF
die vollkommene Haarpflege

Waagrecht: 1. Bewohner einer Antilleninsel, 4. Geliebte des Zeus, 7. Grasnarbe, 8. Gewässer im Schwarzwald, 10. alt-nordische Prosaerzählung, 11. brasilianische Hafenstadt, 12. Prosadichtung, 14. Blasinstrument, 16. italienischer Landschaftsmaler, 18. alte Stoßwaffe, 21. soviel wie Paradies, 24. Stadtteil von Wuppertal, 25. Angehöriger eines germanischen Volkes, 26. chemisches Element, 28. Wortschwall, 30. Keimträger, 31. Käferlarve, 32. Mischling.

Senkrecht: 1. Likör, 2. Bezeichnung für chemische Verbindungen, 3. französischer Romanschriftsteller, 5. Farbenton, 6. italienischer Geigenvirtuos, 8. europäische Hauptstadt, 9. Wasserpflanze, 11. Börsenbegriff, 13. chemisches Element; 15. Heilpflanze,

Silben-Kreuzworträtsel



17. Papstkrone, 18. alter Name für die Schweiz, 19. roher, ungebildeter Mensch, 20. Widerruf, 21. weiblicher Vorname, 22. Verhältnis, 23. Urkunden, 27. Stadt in Marokko, 29. Sportgerät, 30. Zufuß

Kette aus zehn Wörtern

Es sind zehn dreifüßige Hauptwörter folgender Bedeutung zu bilden:
1. Stadt an der Oder, 2. Große Sunda-
insel, 3. Stadt am Missouri, 4. Jagdruf,
5. römische Kaiserin, 6. römischer Feldherr,
Schwiegersohn von Nr. 5., 7. überflüssiges
Geräte, 8. französischer Lyriker, 9. Staat der
USA., 10. Lichtbildgerät.

Die Schlussilbe des ersten Wortes soll zu-
gleich Anfangsilbe des zweiten sein usw., so
daß die Wörter bei richtiger Lösung eine ge-
schlossene Kette bilden. Es kommen folgende
Mittelsilben zur Verwendung:
bras — grip — la — la — lai — ma — me
— ne — ti — vi

Silbenrätsel

Aus den Silben:
ad — be — ben — bein — ber — bür — da
— de — de — den — den — der — der —
dros — du — e — e — ei — er — fer
— fer — fir — froh — ge — gel — gen —
gen — hel — is — ja — kä — ket — ki
— lan — len — ler — macht — mu —
na — na — nie — not — oha — ohr
— pie — re — re — re — rei — ro —
schafts — schel — se — se — sel — sel
— sen — sie — sian — sper — spie
spott — stein — tal — te — tie — to
— trau — u — uhr — wa — wein —
wols — wort

Sind 23 Wörter zu bilden, deren erste und
dritte Buchstaben, von oben nach unten ge-
lesen, zwei Zeilen aus einem Gedicht und
den Namen seines Verfassers ergeben.
(ch ist ein Buchstabe)

1. Frucht, 2. Schwächezustand, 3. Ur-
terschenkelknochen, 4. russischer Diplomat
der Vorkriegszeit, 5. Erregung beim Ur-
laubsbeginn, 6. Schmuckstück, 7. Wasser-
nymphe, 8. Raubvogel, 9. Rechtschreibbuch,
10. Stauwerk in Mitteldeutschland, 11. In-
sekt, 12. amerikanischer Vogel, 13. Teil des
Kopfes, 14. Säugetierordnung, 15. euro-
päischer Staat, 16. Schalksnarr, 17. ver-
gnügte Stimmung, 18. Gartenpflanze,
19. Begriff der Sprachlehre, 20. nicht zu
verwirklichende Idee, 21. Hufstier, 22. Gruppe
von vierzehn katholischen Heiligen, 23. Kar-
pathenlandschaft.

- 1 *Kranich*
- 2 *Wassermüll*
- 3 *Wort und Schrift*
- 4 *...*
- 5 *Brasilianische Hafenstadt*
- 6 *...*
- 7 *...*
- 8 *...*
- 9 *...*
- 10 *...*
- 11 *...*
- 12 *...*
- 13 *...*
- 14 *...*
- 15 *...*
- 16 *...*
- 17 *...*
- 18 *...*
- 19 *...*
- 20 *...*
- 21 *...*
- 22 *...*
- 23 *...*

Lange unterwegs

Ein Reisender, den ich gestern sah,
kam Wort und fährt noch Wort ohne „h“.

Bad Wildungen für Niere u. Blase

Helenenquelle

Zur Haus-Trinkkur:
bei Nieren-, Blasen-
und Stoffwechselleiden

Badeschriften
sowie Angabe billigster Bezugs-
quellen für das Mineralwasser
durch die Kurverwaltung



Ein sicherer Halt:

Starke, unverbrauchte Nerven! Ver-
kehr, Beruf, Sport, Haushalt, Sorge
für die Kinder rütteln an der Nerven-
kraft. Nehmen Sie deshalb regelmäßig

Quick mit Lezithin
für Herz u. Nerven

Packung RM 1.15, Kurpackung RM 4.—, in Apotheken u. Drogerien

Österreich

Ostalpen
Oberbayern / Dolomiten

Eine neue BZ-Sonderkarte!

Wer in die wiedergewonnene Ostmark des Reiches fährt,
braucht diese neue BZ-Sonderkarte! Das sechsfarbig ge-
druckte, übersichtliche Blatt reicht von Bregenz bis Preß-
burg, vom Bayerischen Wald bis zum Golf von Triest.
Auf der Rückseite viele Einzel-Karten. Preis 1 Mark 80.



**GOLD-
STERN**
rasieren
ein Genieß.

Zufriedenheit der Kunden ist mein Leitsatz.
Illustriertes Angebot gratis.
Sanitätswaren-Versand Arnold, Wiesbaden, Fach 32/P.



Eine schlechte Gewohnheit...

ist es, die Haare zum Frisieren mit Wasser zu befeuchten. Die Folgen
sind meist unansehnliches und fettiges Haar, Kopfschuppen und schließ-
lich beginnender Haarausfall. Sebald's Haartinktur zur
täglichen Haarpflege ermöglicht ein leichtes Frisieren, verhindert Schuppen-
bildung und erhält Ihnen einen vollen und gesunden Haarwuchs.

SEBALD'S HAARTINKTUR

FLASCHE RM 1.75 u. 3.25



Ausgedeutet

Betrachten wir Eins-zwei im ganzen,
Gehört es zu den Küchenpflanzen.
Der Gärtner zieht es auf Kompost
Und vielen ist's erwünscht als Kost. —

Bei Kunstlaufkonkurrenzen in Norwegen
Fand Grund Cecilia, sich aufzuregen.
Sie tief bewundert Eins, zwei Megan kam
Und ihr nach schönem Kampf die Palme nahm.

Sinnspruch zum Zerlegen

Wahre, unverstellte Demut ist sehr lieblich.
Der obenstehende Sinnspruch ist in acht Wörter folgender Bedeutung zu zerlegen:

1. Angehöriger einer Glaubensgemeinschaft (6 Buchstaben),
2. Erdart (4),
3. Scherzname für die Frau (4),
4. Zeitmesser (3),
5. Stadt in den Niederlanden (8),
6. Kleinraubtier (5),
7. niederdeutscher Männername (3),
8. Stadt in Oberfranken (4).

Bei richtiger Lösung finden alle Buchstaben des Sinnspruches Verwendung, und zwar so oft, wie sie darin enthalten sind. Die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter nennen den Dichter des Spruches.

Buchstabenbild



Bejuchstartenrätsel

J. Peter Mertz

Riesa / E.

„Wer hat das Haus so wohnlich dir gemacht?“
„Der Herr verstellt, der seine Karte mir gebracht.“

Lösungen der Rätsel aus Nr. 22

Suchbild:

Der zweite Auckuck ist rechts im Stamm des Baumes.

Kreuzworträtsel:

Waagrecht: 1. Pfingsten, 7. Aare, 8. Aulä, 9. Jam, 11. Lat, 13. Bai, 14. Achse, 15. Emu, 17. Gin, 19. Eta, 21. Oter, 22. Teil, 23. Notbremse.

Senkrecht: 1. Parthenon, 2. Fama, 3. Ren, 4. Sam, 5. Elba, 6. Nationale, 10. Achat, 12. Tau, 13. Beg, 16. Mafo, 18. Iris, 19. Erb, 20. Ate.

Silberrätsel:

Der Geist ist's, der die Welt besiegt,
Das All durchleuchtend wie die Sonne.

1. Dolde, 2. Emmental, 3. Rose, 4. Gartenbau, 5. Einfalt,
6. Intervall, 7. Studo, 8. Tambour, 9. Interessensphäre,
10. Speiche, 11. Tombola, 12. Stümper, 13. Dominikus,
14. Eide, 15. Rosette, 16. Drückeberger, 17. Inland, 18. El-friede, 19. Witwe, 20. Edelstein, 21. Luftschiffhafen, 22. Tor-nado, 23. Batterie, 24. Einakter, 25. Sousa, 26. Igor, 27. Ein-ladung, 28. Geraldine, 29. Treffer.

Sergarten:

Nun folg' ich ohne Reiseziel
der Vögel Flug, der Wolken Zug;
des Schönen hat die Welt so viel,
hat auch für mich genug.
Und der Vögel Schlag in Busch und Hag,
das Balbesdunkel, der Sonnenschein,
der klingende, füngende Frühlingstag
ist alles, alles mein.

Der zufriedene Chemann: meine.

Alle 3 mit gekuppeltem Einblick - Entfernungsmesser

Welta 24x36 ab RM 165.-

Welta 6x6/45x6 ab RM 149.-

Welta 6x9/45x6 ab RM 139.-

WELTA-KAMERA-WERKE
FREITAL/DRESDEN

WAURICH & WEBER vorm.

„Nein, dafür habe ich kein Geld übrig,



das Leben kostet so schon genug. Wo soll es denn herkommen?“

Ja, wo soll es aber erst später einmal herkommen, wenn Du nicht mehr arbeiten kannst? Wovon soll Deine Familie ihren Unterhalt bestreiten, wenn Du nicht mehr bist? Jetzt kannst Du schaffen und vorsorgen, und die Vorsorge kostet weniger, als Du glaubst. Schon für 1 Mark im Monat kann ein 30jähriger 1000 Mark für den Fall sicherstellen, daß er innerhalb der nächsten 10 Jahre stirbt, für 10 Mark also 10 000 Mark. Solltest Du nicht doch im Monat einige Mark für Deine Familie erübrigen können?

Die Gothaer schützt Dich und Deine Familie. Sie ist eine Lebensversicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit und läßt deshalb alle Überschüsse, die sie erzielt, restlos ihren Versicherten zufließen.

Jetzt ausschneiden und ausfüllen, denn es könnte sonst zu spät werden!

Bitte als Drucksache an die Gothaer Lebensversicherungsbank a.G., Gotha, senden (3 Pfg.).

Schicken Sie mir kostenlos Ihre illustrierte Schrift über den Gotha-Schutz.

Ich könnte monatlich RM zurücklegen. Welche Summe kann ich damit versichern?

Herr
Frau
Erl.

Geburtsdatum:

Beruf:

Ort:

Wohnung: B 28

Diese Anfrage darf mich zu nichts verpflichten.

Gotha

Die Gothaer besteht schon 111 Jahre als reine Gegenseitigkeitsanstalt

HUMOR

Zeichnung von Barlog



„Ja, gnädige Frau, ich habe fünf Jahre lang unter Menschenfressern gelebt.“

„Oh, mein lieber Herr Professor, hoffentlich enttäusche ich Sie nicht: es gibt nur ein ganz einfaches Abendbrot.“

*

„Sehen Sie, ich fahre diesen Wagen schon zehn Jahre; aber das wird mir von vielen nicht geglaubt!“

„Warum zeigen Sie diesen Leuten nicht einfach Ihren Wagen?“

*

Die Jungvermählten gingen auf die Hochzeitsreise. Der Ehemann war sehr zerstreut, und sein Frauchen hörte, daß er an der Fahrkartenausgabe nur eine Karte verlangte.

„Aber Friß!“ rief sie, „wir brauchen doch zwei Karten!“

Der Ehemann war der Lage gewachsen. Als ob er mit sich selbst Mitleid habe, sagte er kopfschüttelnd: „Verzeih! Daß ich doch gar nicht mehr an mich denken kann!“

*

Definition eines erfolgreichen amerikanischen Geschäftsmannes: Ein Mann, der

„Sie glauben asthmatisch zu sein? Wie hat sich das geäußert?“
„Als ich gestern 'n Zehlschrank vier Stock hoch schleppte, bekam ich plötzlich keine Luft mehr!“

mehr verdient, als seine Frau ausgeben kann.

Definition einer erfolgreichen amerikanischen Frau: Eine Frau, die es fertig bringt, daß ein solcher Mann sie heiratet.

*

„Wenn ich meine Memoiren schreiben wollte, könnte ich es unter dem Titel tun: Vom Millionär zum Bettler und vom Bettler zum Millionär!“

„Haben Sie so ein abenteuerliches Leben geführt?“

„Durchaus nicht. Ich bin Briefträger und komme von einem zum anderen.“

*

Busse hält Brieftauben.

„Meine Brieftauben fliegen in der Stunde hundert Kilometer“, erzählt Busse, „jüngst habe ich eine von Budapest über Wien nach München fliegen lassen, das sind sechshundert Kilometer — die Taube war in zehn Stunden da.“

Der Freund schüttelte den Kopf.

„Wenn sie hundert Kilometer fliegen würde, wäre sie doch nur sechs Stunden geflogen?“

„Das ist sie auch.“

„Und die restlichen vier Stunden?“

„Kann man's ihr übelnehmen? Wien hat sie sich angesehen!“

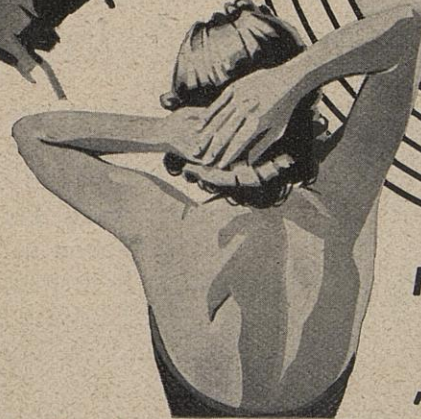
Schönere Figur durch

Felina

Büstenhalter **B1045T**, für schlanke und vollschlanke Figuren, aus feinem Atlas und Tüll. Größe 3-6. Farben lachs, blau, weiß. RM 1.95

Hüftgürtel **Felina-Standard Porös** aus Doppeltüll mit Atlaspatte, leichte, sportliche Form. Weiten 66-96. Farben lachs, weiß. RM 3.95

In allen guten Geschäften erhältlich. KORSETTFABRIK FELINA MANNHEIM



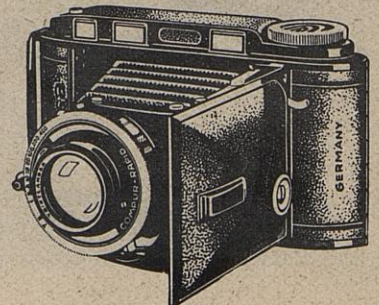
Mit der „**BESSA**“ kann man „scharfschießen“!

Lebendig und ungezwungen, — und vor allem prachtvoll scharf: so werden Ihre Aufnahmen mit der Bessa. Lassen Sie sich diese wundervolle Kamera mit der berühmten „Voigtländer-Optik“ und dem „Schnellschuß-Auslöser am Laufboden“ vom Fotohändler zeigen. Wir senden Ihnen auch gern eine ausführliche Druckschrift. Voigtländer & Sohn, Braunschweig / 1

Voigtländer

BESSA

VOM DREIPUNKT-MODELL BIS ZUR ENTFERNUNGSMESSER-KAMERA 26.50 bis 192.— MARK



Drei Ohrfeigen

Professor Cuting, der als deutscher Hochschullehrer einen großen Ruf genöß, erzählt aus seiner Schulzeit die nachstehende kleine Geschichte, über die er sich selbst herzlich belustigte.

Vor dem Gymnasium seiner Heimatstadt stand in den frühen Morgenstunden stets ein kleiner Wagen, vor dem ein Esel gespannt war. Auf diesem Fuhrwerk wurde die Milch gebracht. Er kam an diesem Esel niemals vorbei, ohne zu beobachten, daß bereits eine Schar Gleichaltriger herumstand in der Absicht, das harmlose Grautier nach echter Jungenart zu necken. Kam aber der Besitzer des Gefährtes in Sicht, dann stob die Gesellschaft auseinander, und der Mann konnte seinem Unmut nur noch in Worten Luft machen.

So sah der kleine Cuting eines Morgens wieder die Jungen davonrennen, er selbst blieb indessen unbefangen stehen und laute an seiner Frühstücksemmel. Er hatte sich tatsächlich niemals an den Neckereien beteiligt, sondern immer nur den stummen Zuschauer gebildet. Das konnte der biedere Milchmann jedoch nicht wissen, er hielt vielmehr den Zehnjährigen für einen der kleinen Sünder, der nun den Harmlosen spielte. Wutentbrannt stürzte er sich auf den Jungen und verabreichte ihm eine gehörige Ohrfeige, so daß ihm Hören und Sehen verging.

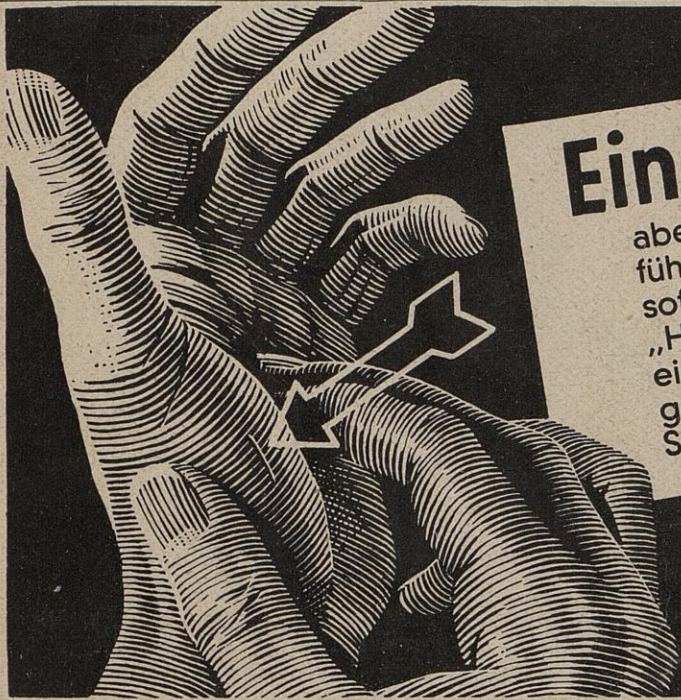
Heulend rannte Cuting, seine schmerzende Wade haltend, davon, direkt hinein in das Gymnasium, wo er mit seinem Klassenlehrer zusammenstieß. Der wollte gerade, einen Stoß Hefte unter dem Arm, durch dieselbe Tür gehen. Die Hefte fielen herunter, und der Lehrer gab erobert dem kleinen Bengel eine Ohrfeige. Ueber derartige Schicksalstücke kann auch der kleinste Mensch in

Zorn geraten, Cuting tat es und stimmte ein immer lauter werdendes Geschrei an.

Es war nun gerade der Zeitpunkt, zu dem der Direktor der Anstalt einen Amtsweg antreten wollte. „Was heulst du denn so jämmerlich?“ fuhr er den kleinen Cuting an, „was ist denn geschehen?“

Unter bitterem Schluchzen erzählte der Junge dem Schulgewaltigen sein fatales Erlebnis und schloß mit den Worten: „Ja, Herr Direktor, und nun hat mir eben der Herr Doktor Peters auch noch eine Ohrfeige gegeben, und ich habe dem Esel doch gar nichts getan.“

„Was?“ schrie der Direktor, „du wagst es, deinen Lehrer einen ‚Esel‘ zu nennen? Ich will dich lehren...“ Und ehe der Junge sich versah, hatte er von der Hand des Gewaltigen die dritte Ohrfeige weg. Sie war, wie der spätere Professor Cuting erzählte, die kräftigste von allen dreien. Und er hatte doch wirklich nichts getan...
M. S.



Eine winzige Wunde nur

aber sie kann bei Vernachlässigung zu einer ersten Entzündung führen. Um dies zu verhüten, verschleißt man kleine Verletzungen sofort mit dem blutstillenden und keimtötenden Schnellverband „Hansaplast elastisch“. Er vereinigt Mullkissen und Pflaster in einem Stück, ist daher leicht und schnell anzulegen und jederzeit gebrauchsfertig. Sie erhalten diesen praktischen und preiswerten Schnellverband in Apotheken, Drogerien und Bandagengeschäften.

Hansaplast ^{elastisch}

Schnellverband D.R.P.

1027

Männer wirken niemals schön,
Wenn am Kinn die Stoppeln stehen;
Doch mit Eukutol rasiert
Wirken Männer kultiviert.



Eukutol Rasiercreme und -stange

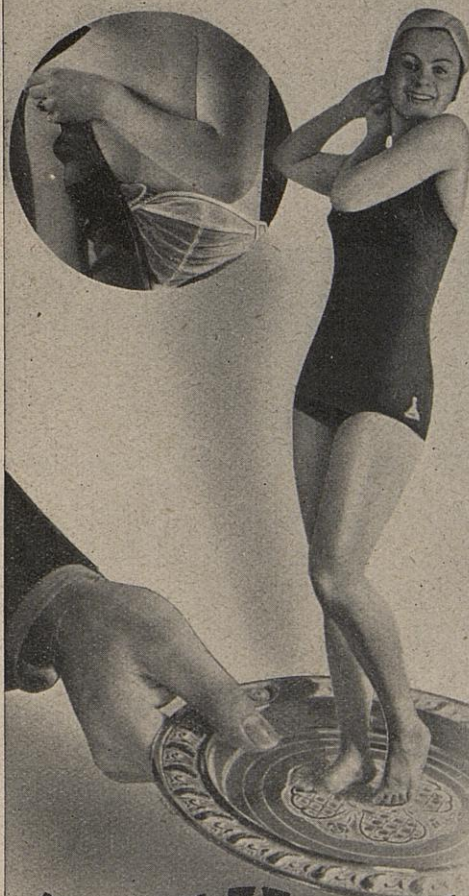
mit blutstillender Wirkung!

Eukutol-Rasiercreme Tube RM 1.10 • Eukutol-Rasierseife Stange RM 0.55

GRATISPROBE

Eine Woche kostenlos rasieren. Senden Sie diesen Abschnitt zusammen mit 12 Pfennig in Briefmarken zur Erstattung der Porto- und Verpackungsspesen an die Chemische Fabrik Promonta G. m. b. H., Hamburg 26 und Sie erhalten eine Probelube Eukutol-Rasiercreme, ausreichend für 7 maliges Rasieren.

Name: _____ Bi 7
 Stadt: _____
 Straße: _____ Nr.:
 Bitte deutlich schreiben.



Man fühlt sich so
„herumgereicht“

das ist der Grund, weshalb so viele Frauen auf Badefreuden ganz verzichten. Sie sind unfrei und gehemmt bei dem Gedanken, im Bade-Anzug allen Blicken ausgesetzt zu sein.

Ein sicheres Mittel gibt's dagegen:
„Invisetta“ tragen!

In diesem rückenfreien Bade-Anzug ist ein „Tarnka“-Büstenhalter verborgen. Selbst bei ungewöhnlicher Bewegung, beim Baden und beim Sport hält der „Tarnka“ die Brust in ihrer natürlichen Lage fest, schützt sie vor Zerrung und Erschütterung und verleiht ihr die klassische Form.

„Invisetta“ gibt's in verschiedenen Farben von 17.— RM an.

Bei amputierter Brust kann die „Thalyssia-Brustprothese“ auch unterm „Invisetta“ unbemerkt getragen werden.

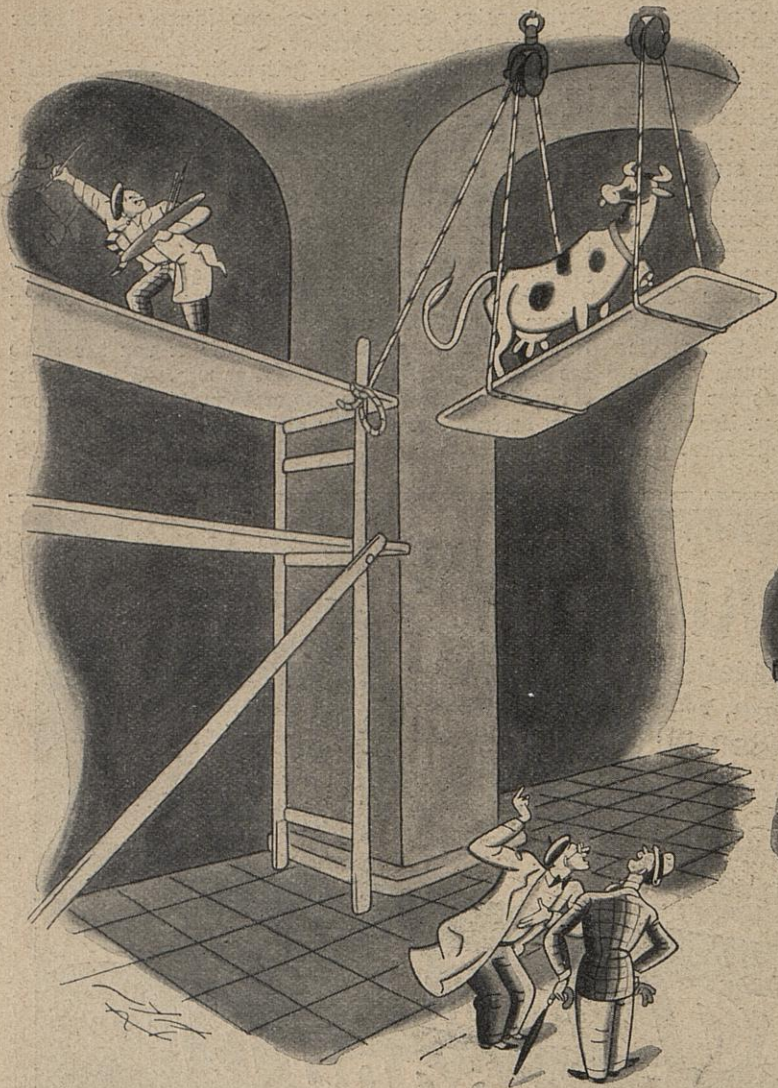
Hauptniederlage für Berlin:
Reformhaus Thalyssia, Leipziger Str. 82.
Filialen, Anschlußhäuser und Vertretungen in allen größeren Städten. Dort berät man Sie gern und überreicht Ihnen kostenlos den neuen Katalog A 638—J. Auf Wunsch erfolgt kostenlose Zusendung auch durch die Zentrale Leipzig.

THALYSSIA

Paul Garms Komm.-Ges.
Reformwarenwerk Leipzig

- | | | |
|-------------------------------|----------------------------|---------------------------|
| Breslau, Weidnitzer Str. 55 | Düsseldorf, Schadowstr. 49 | Leipzig, Neumarkt 40 |
| Chemnitz, Inn. Klosterstr. 21 | Görlitz, Jakobstr. 5a | München, Neuhauser Str. 2 |
| Dortmund, Westenhellweg 47 | Halle, Leipziger Str. 73 | Stettin, Kl. Domstr. 10a |
| Dresden, Seestr. 10 | Hamburg, Gr. Burstah 47-49 | Stuttgart, Königstr. 56 |

HUMOR



„Sehen Sie nur! Der Mann kommt einfach nicht vorwärts — er kann ausschließlich nach lebendem Modell arbeiten!“

Vier moderne Märchenanfänge: Es war einmal ein Autofahrer, der fuhr ganz langsam durch die Straße...

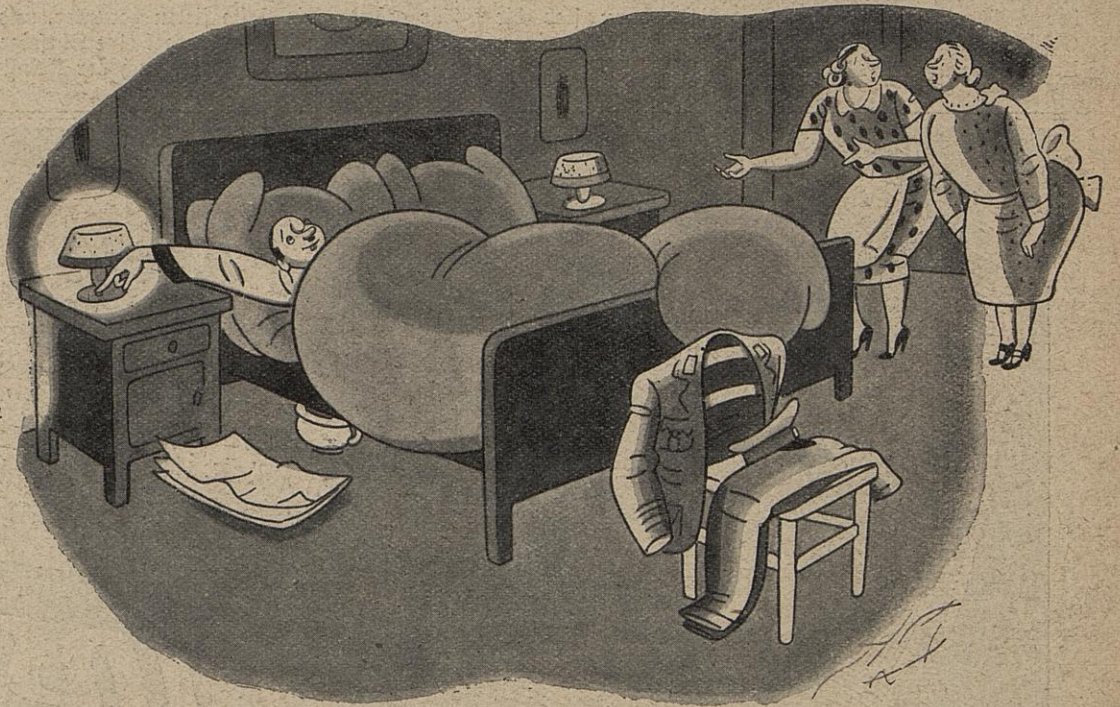
Es war einmal ein Hauswirt, der sagte zu seinem Mieter: „Oh, verlieren Sie doch kein Wort darüber! Sie sind ja erst vier Monate im Rückstand! Vor zwei Jahren wolten wir gar nicht darüber reden...“

Es war einmal ein Ehemann, der kam um

vier Uhr morgens reichlich angeheitert nach Hause. Seine Frau gab ihm einen herzhaften Kuß und sagte freundlich...

Es war einmal ein Portier in einem vornehmen Hotel, der warf sich in die Brust, als ein Gast ihm ein Trinkgeld hinreichte, und sagte: „Mein Herr, wie kommen Sie dazu, mich zu beleidigen...“

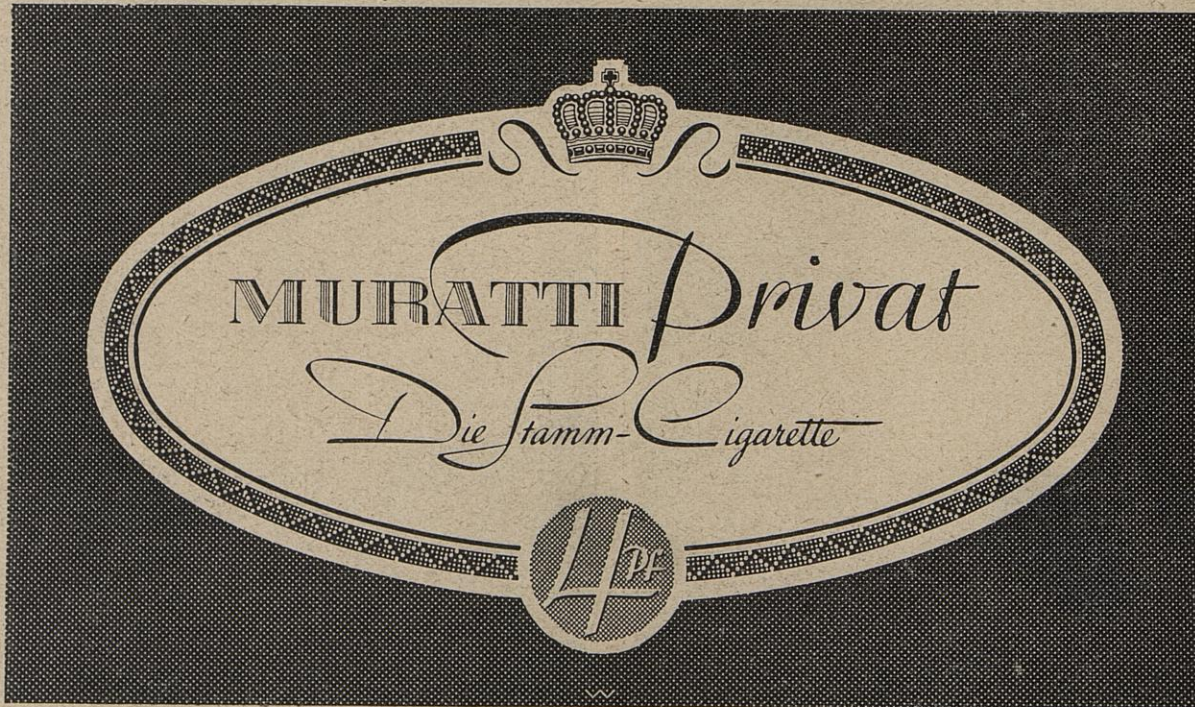
*



„Was sagen Sie zu meinem Mann? Seit er Autobusfahrer geworden ist, dreht er sich nie auf die andere Seite, ohne daß er das betreffende Licht antippt!“

Zeichnungen von Nyary

Muratti Privat kostet 4 Pf.



Murattis Ehrgeiz ist es aber, in der 4 Pf.-Preislage das Beste zu leisten.
Für 4 Pf. können Sie auch eine Qualitäts-Cigarette verlangen. Vergleichen Sie!

Spiel vor den Kulissen der Wirklichkeit



Eine Weinpanscherin am Pranger.

Es ist der wirkliche alte Pranger an der gotischen Fassade des Rathauses von Wasserburg am Inn: Unser Bild zeigt eine Szene aus dem Bürgerpiel, das die Stadt anlässlich ihrer 800-Jahr-Feier vor dem romantischen Hintergrund ihrer alten Straßen und Plätze aufführt. Der Verfasser des Spiels ist der bekannte Dramatiker Eugen Orinet. Hohwind



Schönheit hinter Schleiergittern.

Tobis-Haendchen

In dem deutsch-französischen Gemeinschaftsfilm „Fahrendes Volk“, den die Tobis unter der Regie von Jacques Feyder drehen ließ, spielt Camilla Horn die Rolle einer Kunstretlerin.



Massenandrang vor Telefonzellen in Osaka.

Die Japaner telefonieren beinahe ebenso eifrig wie die Berliner. Die japanische Postverwaltung hat daher zu einer drastischen Maßnahme gegriffen: Damit auch die Wartenden zu ihrem Recht kommen ..

Fasse

dich

kurz!

Sonst...



... wird jede Verbindung nach drei Minuten getrennt!

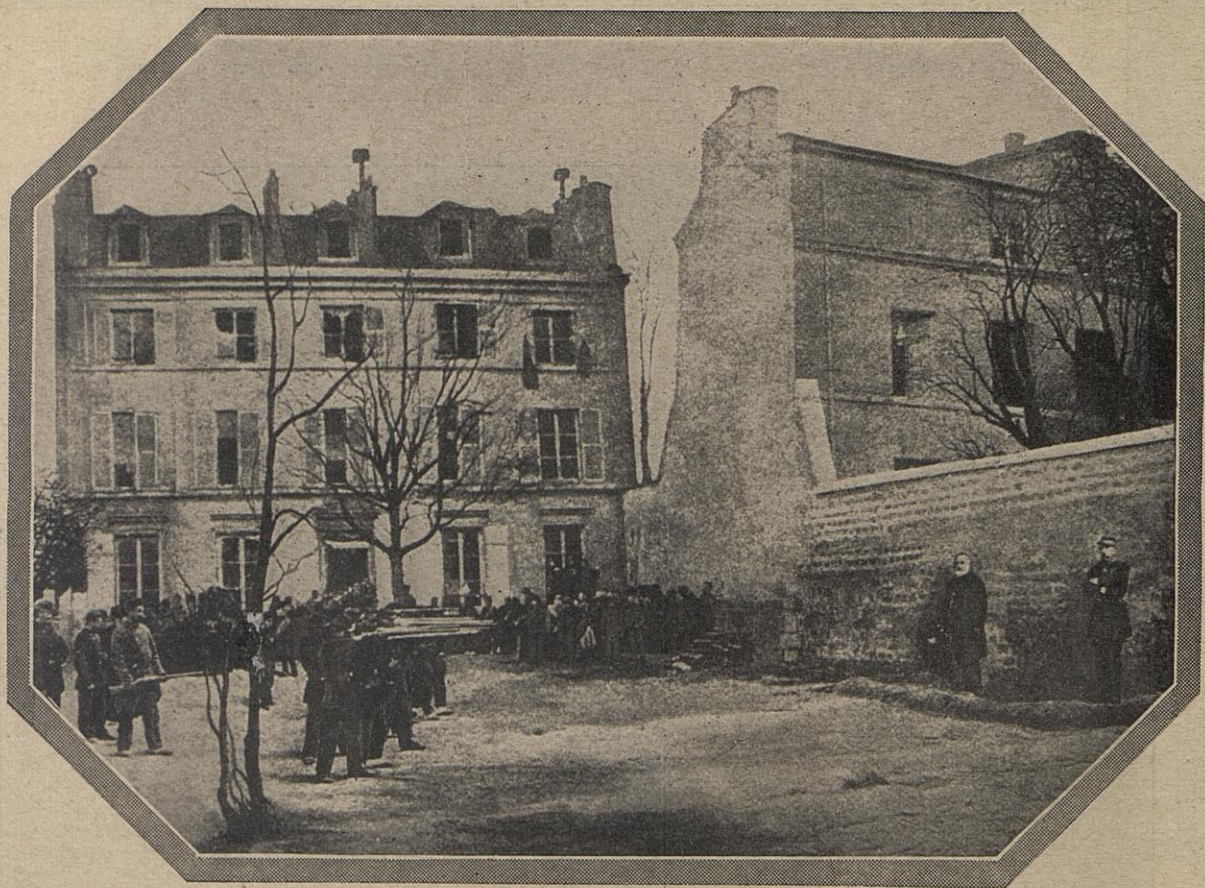
Weltbild (2)

Vor jeder öffentlichen Sprechzelle steht eine Telefonistin, die die Verbindung herstellt — und nach drei Minuten Gesprächsdauer unterbricht.



So fing es an: aus dreißig mach eins!

Diese gemäldeartige Fotomontage, darstellend „die zwei Lebenswege“, wurde im Jahre 1857 in England aus 30 Einzelaufnahmen zusammengesetzt und hat im Original eine Größe von 90 : 45 Zentimeter. Das Original erwarb die Königin Viktoria; ein zweiter Abzug wurde für 210 Mark verkauft... Die Möglichkeit, Fotos zu kleben, war erkannt, bald wandte sich diese „Kunst“ der aktuellen Bildberichterstattung zu.



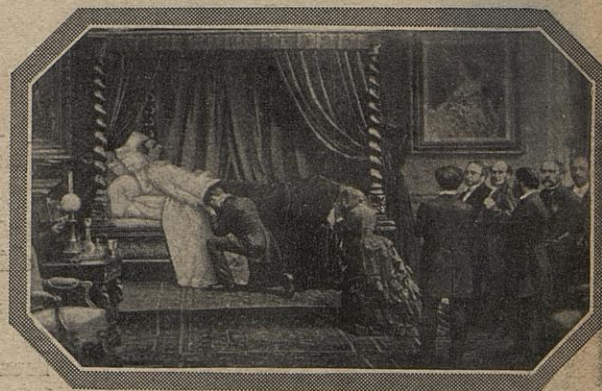
Eines der ersten aktuellen Klebebilder:

Die Erschießung zweier französischer Generale bei dem Aufstand der Kommune in Paris 1871. Gewissenhaft hat der Fotograf die Szene vor dem historischen Hintergrund wahrscheinlich kurz nach der Tat gestellt. Es ist schwer zu sagen, ob das Exekutions-Kommando nachträglich eingeklebt wurde. Sicher ist nur, daß die Fotos der beiden Generale erst später in das Bild montiert wurden. Und nur an ihnen konnte der Historiker die Fälschung erkennen, denn die beiden Generale wurden nicht zu gleicher Zeit, sondern nacheinander an dieser Stelle erschossen.

Gewissenhaft- aber geklebt!

Aktueller Bildbericht vor 70 Jahren

Aufnahmen: Archiv Wolfgang Schade (7)



Napoleon III. auf dem Sterbebett.

Ein eindrucksvoll komponiertes, aktuelles Klebefoto. Wieder sind mit Gewissenhaftigkeit Originalfotos von Köpfen der bei der Szene Anwesenden in das Bild montiert. Nur daran, daß diese Gesichter von der Szene weg zum Beschauer gewendet sind, daß der vierte Herr von rechts, der Leibarzt des Kaisers, sogar lächelt, kann man die Fälschung erkennen.

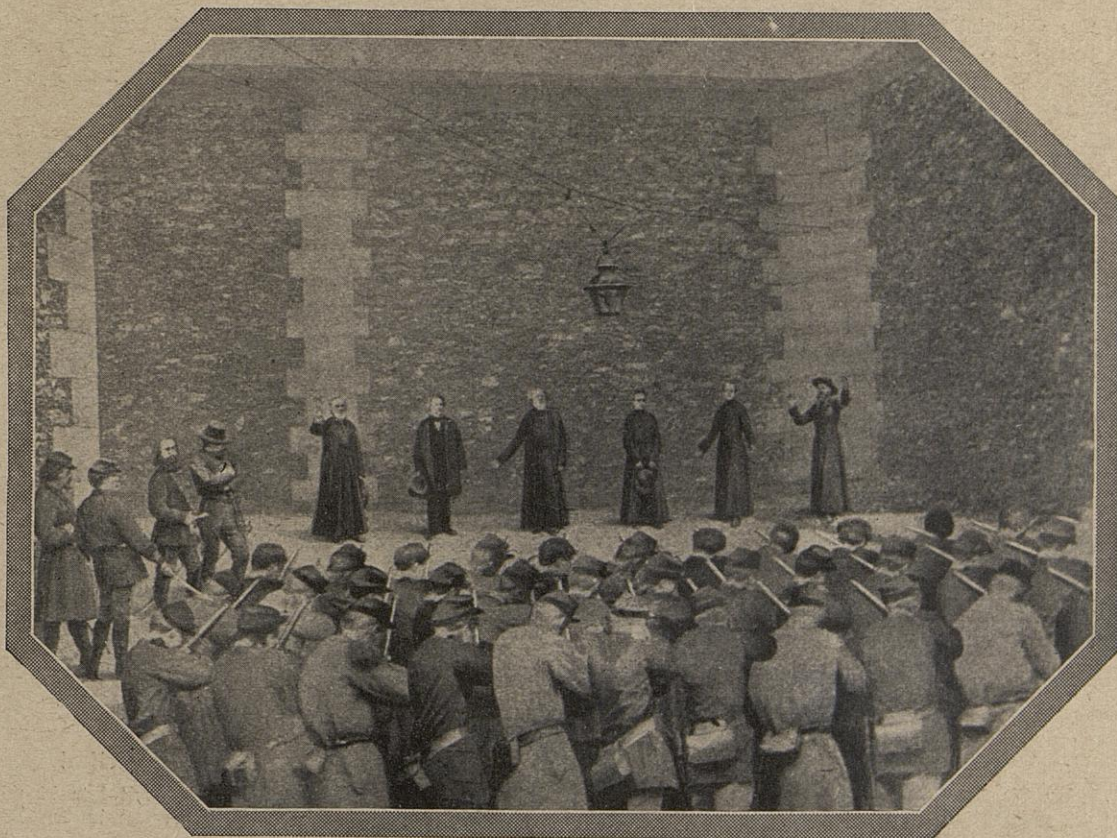


Kaiser Napoleon III. als Kriegsgefangener auf Schloß Wilhelmshöhe 1870.

Es ist höchst unwahrscheinlich, daß der „Fotograf“, der Pariser Appert, jemals während dieser Zeit in Deutschland war. Technisch spricht dieses Bild, was die Figuren betrifft, vielfach Gesehen der Perspektive und des Schattens Hohn. Naiv wirken die gemütliche Soldatengruppe auf der Bank und die martialischen Wachtposten — aber das Bild war aktuell, sprach vor allem zum Gemüt der Franzosen und wurde gekauft, gekauft und wieder gekauft!



Die Pariser Kommune mordet die Dominikaner von Arcueil, aber so, wie es diesmal der Klebefotograf darstellt, wirkt die gräßliche Tat höchst komisch, ganz abgesehen davon, daß diese „Aufnahme“ dem Bildberichterfasser das Leben hätte kosten müssen.



Ein Bild, dessen Echtheit lange nicht bezweifelt wurde

und kommentarlos in Zeitschriften und Büchern erschien, stellt die Hinrichtung der Geiseln im Zuchthaus La Roquette im Mai 1871 dar. Als Fälschung ist es nur zu identifizieren, wenn man weiß, daß die ermordeten Geiseln, der Erzbischof von Paris, der Gerichtspräsident Bonjean und vier andere geistliche Würdenträger, bei der Exekution mit dem Gesicht zur Wand standen. Dieser Fehler aber scheint dem Fotografen, der in der Besorgung der Unterlagen für seine Bilder zweifellos höchst peinlich verfuhr, nicht unterlaufen zu sein: Er hat ihn, um die Wirkung des Bildes zu erhöhen, wohl absichtlich gemacht.

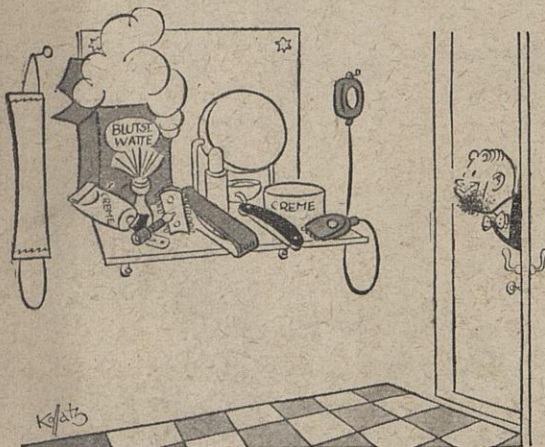


Paris 1871.

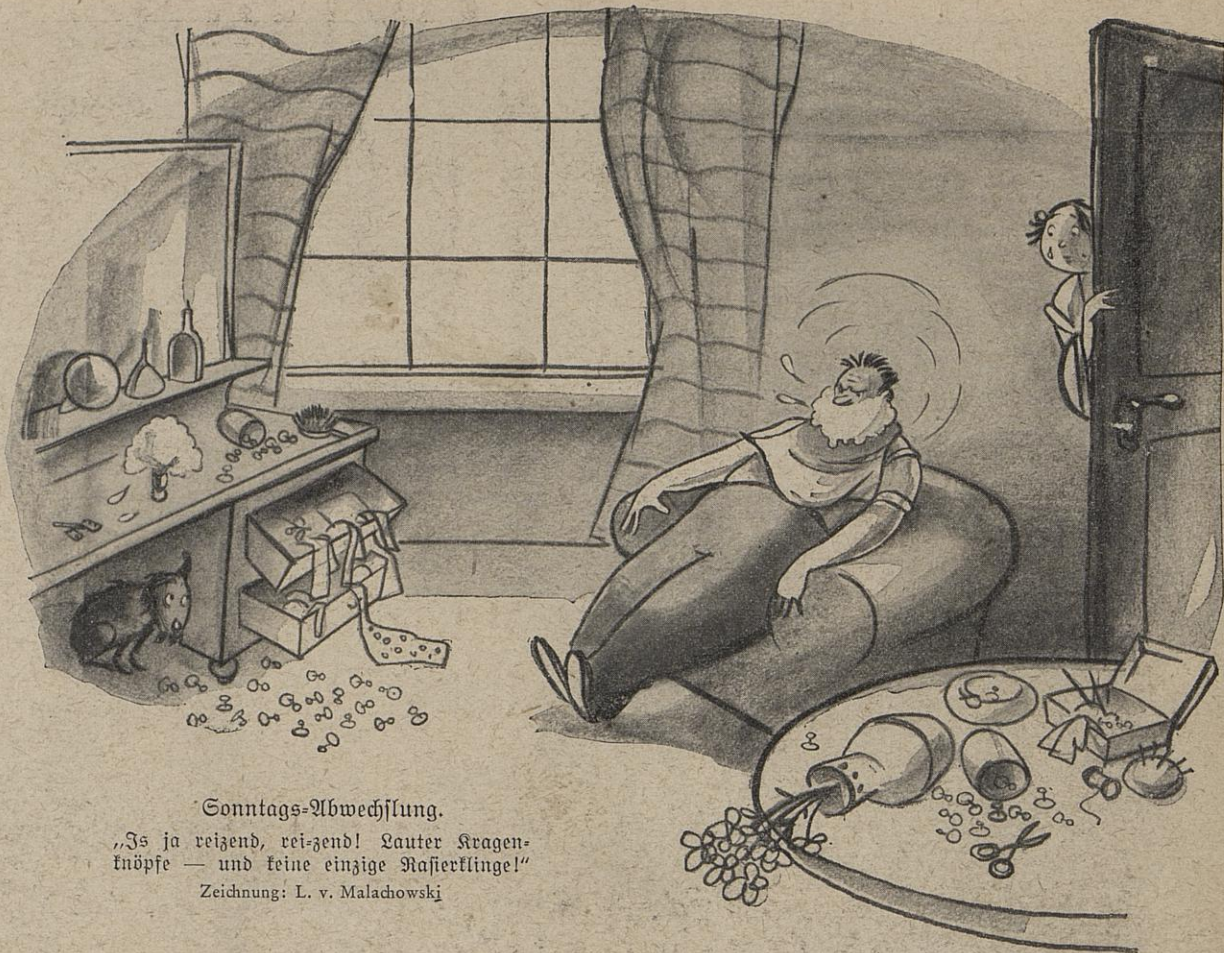
Dieses Bild ist so stark nachgemalt und mit Figuren bereichert, daß es schwer ist, zu entscheiden, ob es sich eigentlich um eine reine Zeichnung oder um ein übermaltes Klebefoto handelt. Ort und Situation sind zweifellos grundsätzlich richtig.

Und jeden Tag dasselbe !!

(Wenn die Frauen wüßten, was und wie die Männer leiden!)



Einer, der es einmal anders versucht... Immer neuer Kummer, immer neue Schabemittel — aber jetzt ist Schluss! Statt männlicher Sorgen wird nunmehr ein männlicher Bart mit männlicher Würde getragen! Zeichnung: Kossatz



Sonntags-Abwechslung. „Es ja reizend, reizend! Lauter Krageknöpfe — und keine einzige Rasierklinge!“ Zeichnung: L. v. Malachowski



Der Sanguiniker (soll wirklich vorkommen!).



Die vier Temperamente, im Rasierspiegel gesehen. Der Melancholiker: „Ein Schnitt — und ich brauch' mich nie mehr zu rasieren!“



Der Choliker: „Natürlich! Mußte ja so kommen! Zustände, Zustände...“



Der Phlegmatiker: „Na ja, heute geht's noch mal so!“ Zeichnung: F. Erich



Barlog erzählt:

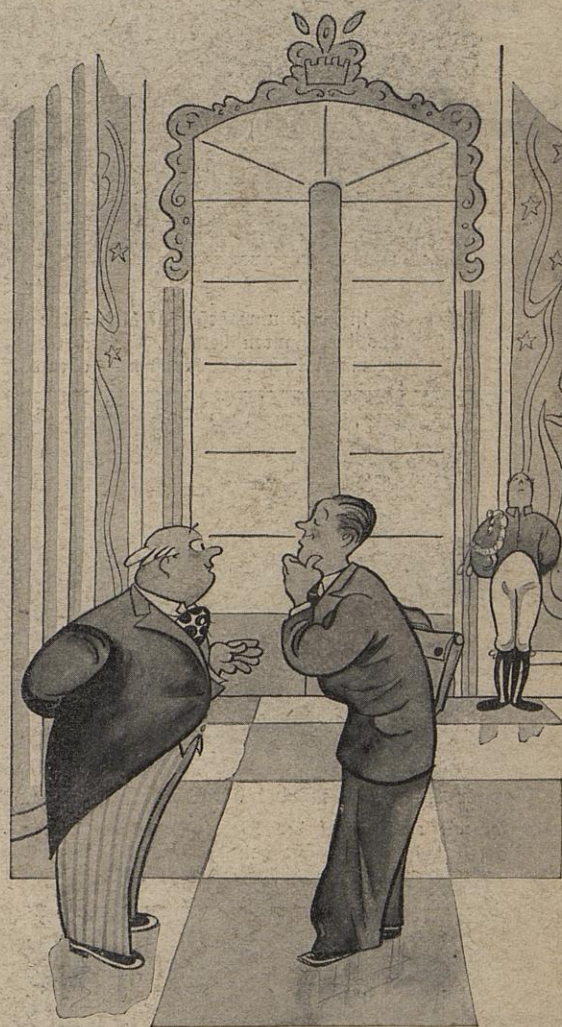
„Sehen Sie, der Fehler ist natürlich der, daß man sich selbst rasiert! Ich ärgere mich nie, und ich gehe immer gern zum Friseur! Bei meinem hilft sogar die Tochter mit, ich freu' mich direkt, daß ich täglich hin muß!“



Was Frauen nie begreifen!

„Anerkenn' meinen guten Pinsel, mit dem ich mich schon fünfzehn Jahre lang einseife, einfach in den Müllkasten zu werfen! Dabei ist er echt Dachshaar...“

Zeichnung: F. Erich



„Buh!“ meint Charlotte Kleinert, „diese Männer mit ihrem ewigen Rasierquatsch! Wenn zwei sich ganz ernsthaft unterhalten, dann reden sie bestimmt von ihrer Rasiertechnik: ‚Wissen Sie, ich dämpf' zuerst mit 'nem heißen Lappen auf, dann krem' ich ein, lasse eintrocknen, dann wird eingefeist, 'n bißchen warten, den Bart kurz durchweichen lassen, und dann ganz leicht seitlich gegen den Strich.‘ Hier, fassen Sie mir mal unters Kinn, Herr Generaldirektor, weich und zart, wie 'n Milchmädchen!“

Zeichnung: Ch. Kleinert